This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573867 8

NGL
O. Enkin.

Not R
5-7-17
Fr.

Leute von Roggenstedt.

Zweiter Teil.

Patriarch Mahnke.

9 16

Roman

von

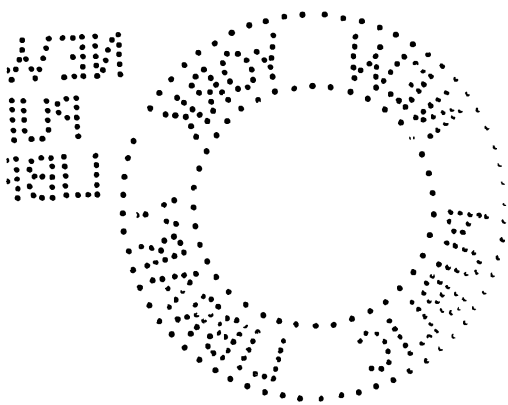
Ottomar Enking.

Erstes bis drittes Tausend.

Dresden.
Verlag von Carl Reissner.
1905

New York Public Library
135th St. Branch,
103 West 135th Street,
CIRCULATING DEPARTMENT.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
650037
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1913 L



,47

Ger
E 58
P

NEW
PUB
LIBR

Fräulein Luise Schaumkell

in Wismar

gewidmet.

PROPERTY OF THE
CITY OF NEW YORK.

Das gute, alte Koggenstedt war gewiß ein flei-ger und betriebsamer Ort, und ein jeglicher von denen, die darin ihre liebe Behausung hatten und ihr hrliches tägliches Brot fanden, tat in Ruhe und Beharrlichkeit das Seine, einmal, um die eigene Sache vorwärts zu bringen, und dann auch, damit alles so herging und aussah, wie es sich für ein ordentliches und behäbiges Gemeinwesen ziemen mag.

Ja, tüchtige Arbeit waren sie alle in Koggenstedt gewohnt, so treu und ernst nahm es indes doch nicht leicht einer mit seinen Pflichten wie Meier, der junge Mann in der Kolonialwaren- und Drogenhandlung von Woldemar Elias Mahnke, Klaus Tönnies Nachfolger, an der Papenstraße, rechts wenn man vom Markte kommt. Was mußte er auch nicht alles bedenken! Morgen war nun wieder Kaisers Geburtstag, und da lag es ihm auf dem Herzen, das Schaufenster festlich auszustaffieren und sinnreich zu schmücken, auf daß männiglich davor stehen blieb und in Bewunderung sagte: „Nein, jetzt merkt man aber richtig, was heute los ist."

Das Fenster war schmal und hatte nur kleine Scheiben, weil Woldemar Elias Mahnke an der Sitte

der Väter festhielt und nichts von der neuen Mode mit großen Spiegelgläsern wissen wollte. Desto schwerer war es für Meier, im beschränkten Raume den Meister zu beweisen und etwas Gediegenes zu schaffen, das sich neben den anderen Ladenausstellungen sehen lassen konnte und sie womöglich an Geschmack und Erfindung übertraf. Es war wirklich keine leichte Aufgabe, denn man bot in dieser Hinsicht Vortreffliches in Koggenstedt.

Kaum hatte daher Meta, die rundliche Magd aus Klein-Holtersdorf, mit vielem Kratzen und Pusten die Öfen angezündet, zuerst im Laden und dann in der Stube, die dem Laden gegenüber am geräumigen Ziegelflur lag, da schlurrte schon Meier auf Pantinen aus seiner Giebelkammer herab, voll großer und schöner Ideen unter den struppigen rotblonden Haaren.

Rasch räumte er mit dem Eifer des Mannes, den es zu Taten drängt, die alten Sachen aus dem Fenster aus und begann hierauf, beim milden Scheine der Petroleumlampe, sorgsam zu bauen, was der Bedeutung und der Würde des morgigen Tages entsprach.

In die Mitte des Brettes legte er von fünf Reihen glitzernden Würfelzuckers ein W, und zwar nicht etwa nur so ein einfaches, gerades, wie es schließlich jeder zu stande bringt, sondern eins mit Schwung. Dahinter kam eine kräftige II. aus demselben Stoffe.

„Ueber das W freu' ich mich, Meta," sagte er zufrieden, „dem Herrn sein Geburtstag ist ja auch gerade morgen, und denn heißt er Woldemar. Das paßt sich gut."

„Dat hebbn Se sick nobel utdacht, Herr Meier," bestätigte Meta, hielt mit dem Feudeln inne und blickte wohlwollend auf den jungen Mann, „dor schall man irst eener up kamen."

Der Belobte nickte vergnügt und fuhr im schmückenden Werke fort. Um den Namenszug herum streute er zunächst gebrannte und weiterhin ungebrannte Kaffeebohnen, so daß sich die Schrift stark heraushob und die Schattierung sehr fein allmählich vom dunklen Braun ins helle Graugrünliche überging. Zu Häupten des W formte er kunstreich eine mächtig geschweifte Krone mit Kreuz aus getrockneten Apfelschnitten von der besten, goldgelben Sorte, und schräge rechts und links von diesem prunkhaften kaiserlichen Wahrzeichen schob er zwei niedrige Seifenschachteln hin, in deren einer aus drei Streifen von Ofenschwärze, Weizenmehl und Mennige die deutsche Fahne zu sehen war, während die andere in Waschblau, Gips und Karminrot die schleswig-holsteinischen Farben zeigte.

„Pumpös ward dat," rühmte Meta, stützte sich auf den Leuwagen und stemmte die Linke so nerwig in die dralle Seite, daß sie federte. Einem Standbilde gleich verharrte sie im Staunen, Meier aber sprach mit jenem gelassenen Stolze, den die echte

Größe dem Menschen verleiht: „Dat mutt noch ganz anners kamen.“

Und er hatte recht, denn siehe! seitwärts am Brett schüttete er trockene Pflaumen auf und betupfte die hochgewölbten schwarzblauen Hügel mit Zitronen und Apfelsinen. Dazu türmte sich hinten ein gewaltiges Zackengebirge von Bimstein empor, vor dem ein sanftwelliger See von Gelatine seinen blanken Spiegel hinbreitete. — Ja, dachte Meier patriotisch dabei, immer vom Fels zum Meer. — Als Säulen, die das Ganze abschlossen und ihm gewissermaßen den inneren Halt verliehen, mußten dem emsigen Künstler endlich zwei ragende Zuckerhüte dienen, und als er sie bei den Pflaumen aufpflanzte, pfiff er männlich kühn: „Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein.“

Damit war das Brett fertig geworden. Jetzt fehlte noch die Rückseite. Hier lehnte Meier nach tiefdurchdachtem Plane die herrlichen Öldruckgemälde vom Kaiser und von der Kaiserin an, die sonst im Laden über dem Regal mit der Salz- und der Reiskruke hingen, und nagelte aus Lorbeerblättern einen Rahmen um sie. Die übrige Wand zierte er mit rotem Glanzpapier und edelgeschwungenen Girlanden von Schwefelfäden aus.

So ließ er seiner quellenden Phantasie freien Lauf, und durch die ermunternde Anerkennung, die freigebig von Metas rosigen Lippen floß, zu immer Erhabenerem angespornt, rastete er nicht, bis ihm

etwas wahrhaft Vollendetes gelungen war. Dann und wann trat er auf die Straße hinaus, um sich einen Eindruck von dem zu verschaffen, was er geleistet hatte, und sagte nachher vornehm bescheiden zu seiner Freundin:

„Es ist ja noch dunkel, Meta, aber bei Tage soll das unserer Firma wohl keine Schande machen."

Sie aber entgegnete mit der entschiedenen Bewegung des Hauptes, die keinen Widerspruch duldet:

„So grotorig schön hett dat hier keen een. Dat schull sick de Kaiser man mal ansehn. De würd sick wunnern."

„Ja, ja," schmunzelte Meier und arbeitete, daß ihm die Ohren rot wurden. Wie es jedoch manchem Künstler geht, daß er beim idealen Schaffen der alltäglichen Obliegenheiten nicht ledig wird, so ging es auch Meier, denn inmitten seines vom hohen Gedankenfluge beseelten Bildens kamen die ersten Kunden, und er wirtschaftete freundlich und gefällig vom Petroleum zum Syrup, vom holsteinischen Käse zum Schnupftabak, von der schwarzen Seife zur Butter und von den sauren Heringen zur Vanille.

„Wat de Lüüd hier doch ock all so fröh morgens allens bruken dohn," meinte Meta.

„Ja," sagte Meier, „hier in der Papenstraße haben wir mehr so die großstädtische Gegend." —

Es wurde dämmerig. Die alte Pendeluhr auf der Diele knackte leise. Das war das Zeichen, daß sie gleich halb acht schlagen wollte. Da öffnete sich

die Stubentür, und langsam kam Meiers Prinzipal heraus. Er hatte einen Schlafrock an, der ihm faltig um die große, magere Gestalt saß, und auf dem Kopfe trug er ein gesticktes Käppchen.

Meier machte seinen Diener: „Morgen, Herr Mahnke."

Der erwiderte den Gruß, wischte sich über Lippen und Kinn, die noch ein bißchen stramm vom Rasieren waren, und fragte:

„Ist Lotte schon unten?"

„Ich komm' gerade, Vater," antwortete eine Stimme vom hinteren Flur her.

„Wird Zeit, mein Kind."

Damit ging Mahnke in die Stube zurück, und die Tochter folgte ihm. Die blauen Schreibhefte, die sie unter dem Arme hielt, legte sie auf den Nähtisch am Fenster.

„Guten Morgen, lieber Vater," sagte sie und streckte dem Alten den Mund hin, den er eben küßte. Beide setzten sich an den wohlbereiteten Kaffeetisch, falteten die Hände und Charlotte betete: „Dies ist der Tag, den der Herr macht. Laßt uns freuen und fröhlich drinnen sein. O Herr, hilf, o Herr, laß wohlgelingen. Amen."

Das war Mutters Taufspruch gewesen. Sie hatte ihn so lieb gehabt, daß sie ihn zum Morgengebet für sich und die Ihrigen erwählte, denn er paßte auf einen jeglichen Tag, den Gott der Herr werden ließ.

„Hast Du viele Stunden heute?“ fragte Vater Mahnke, während sie ihre Semmel in den Kaffee tunkten und Käse dazu aßen.

„Nur drei,“ entgegnete Charlotte. „Es ist möglich, daß wir Besuch aus Schleswig bekommen. Der Schulrat ist unterwegs.“

„Das macht Dir wohl nicht viel aus,“ bemerkte der Alte ruhig.

„Nein. Meine Kleinen sind dies Jahr recht weit.“

So besprachen sie etliches mitsammen, alles in halblauter, bedächtiger Weise. Charlotte hat denselben Tonfall wie ihr Vater, und auf ihrem Gesichte lag derselbe ernste Ausdruck wie bei ihm. Die Lampe zeichnete ihnen starke Schatten um den Mund.

Charlotte nahm ihre Hefte, küßte den Vater zum Abschied und ging zur Schule. Der Alte zündete sich mit einem Fidibus die Weichselpfeife an, die ihm Meta jeden Morgen stopfte, und setzte sich an den kleinen Schreibtisch, um zu lesen, was Briefträger Wasmuth gebracht hatte. Das waren Angebote und Bestellungen, die überlegt sein wollten. — Inzwischen ward es hell. Meta holte das Kaffeegeschirr heraus, wobei sie rechtschaffen mit Teller und Tasse klapperte, und nahm auch die brennende Lampe mit. Sie durfte sie nicht in der Stube auspusten, das dunstete so. Dann reichte sie ihrem Herrn das Koggenstedter Tageblatt hin, und Mahnke, der mit seinen Briefen fertig war, entfaltete die Zeitung. Da stand, nach amt-

lichen Quellen bearbeitet, ein netter Aufsatz über die Einfuhr und die Ausfuhr darin, die Koggenstedt im vorigen Jahre gehabt hatte, und der Alte freute sich, daß wieder so viel Holz aus Schweden und so viele Kohlen aus Schottland gekommen waren und daß sie von hier aus wieder einen tüchtigen Posten Kartoffeln verfrachtet hatten. Koggenstedt kam sich recht.

Im Ofen knisterte das Feuer und zog den blaugrauen Rauch aus der Pfeife an, daß er erst langsam in breiten Streifen und dann immer schneller in dichtem Striche zu dem unteren kleinen Loche hineinschwebte und schließlich vom Wirbel der Glut aufgesogen und mitgerissen wurde.

Von Flur und Laden drangen gedämpft die Schritte und Worte der Käufer herein. Mahnke lauschte bisweilen und sah wohl einmal zum Fenster hinaus, wenn ein Wagen mit Landkundschaft vor dem Hause vorfuhr, aber er blieb ohne Sorge in seinem Lehnstuhle sitzen, weil er wußte, daß alle gut bedient wurden. Auf Meier konnte er sich verlassen. Gerade für die Leute vom Lande war das der beste junge Mann, den man sich in Koggenstedt wünschen konnte. Seine Tante, bei der er aufgewachsen war, hatte selbst eine kleine Stelle dreiviertel Meilen von Koggenstedt. Deshalb kannte er die Bedürfnisse der Landwirtschaft.

* * *

So gingen die ersten Stunden hin. Dann aber war es mit Mahnkes Ruhe vorbei, denn August Schlegel kam.

„Meier, das haben Sie nett gemacht," rief er in den Laden hinein. „Hast Du schon Dein Schaufenster gesehen, Woldemar? Und wissen Sie, Meier, das Beste dabei ist, daß Sie unsern alten schleswig-holsteinschen Standpunkt vertreten. Ich bin gewiß für den Kaiser, der Mann tut, was er kann, und da ist ja nun auch richtiges schleswig-holsteinsches Vollblut in seiner Familie. Aber weißt Du, Woldemar, daß Bismarck uns einfach übergeschluckt hat, das war doch keine Art. Wenn ich so einen alten schwarzweißen Pfahl sehe, muß ich immer erst einen Pommeranzen trinken."

„Ja, August," meinte Mahnke und ein bißchen behagliche Schalkheit sah ihm aus dem Auge, „denn komm man nicht noch auf Deine alten Tage ans Trinken. Solche Pfähle haben sie uns genug hingesetzt, und so viel wie Du herumkommst, da reicht wohl ein Buddel Pommeranzen nicht auf den Tag."

August Schlegel rieb sich das ausrasierte Kinn, kraulte sich im grauen Backenbart und verteidigte sich dann gegen die Anspielung darauf, daß er viel unterwegs war:

„Wer soll sich sonst um die städtischen Angelegenheiten kümmern, wenn ich es nicht tu? So ein alter Jungkerl wie ich hat noch die meiste Zeit dazu. Weißt Du, ich habe mir das heute Morgen wieder

angesehen: die Stadtmauer da bei unserem Lindengarten muß weg. Denk mal, wenn hier in der Papenstraße Feuer auskommt wie siebenundfünfzig und die Leute wollen aus der Stadt und drängen alle nach dem Lindengarten zu, — wie sollen sie da rauskommen? Ich will das auf dem Rathaus auch in der nächsten Sitzung wieder aufs Tapet bringen."

„Denn sorg' nur erst mal dafür, daß die Stadt uns hier in der Papenstraße Klinker legen läßt. Das ist wichtiger."

„Ja, in einer Art hast Du ja recht, Woldemar. Aber in der anderen Art haben Kopfsteine auch ihr Gutes. Unsere Schusters verdienen jetzt mehr, und ich kann Dir sagen, als Stadtverordneter muß man immer den Mittelstand im Auge haben. Das stand noch neulich im Blatt."

„Dat stimmt, August," entgegnete Mahnke lachend, „denn lat uns man för de Koggenstedter Schosters up den oln Knüppeldamm rümwalzen."

„Woldemar, Du lachst, aber es ist wahrhaftig nicht leicht für unsereins, daß man es allen Leuten recht macht. Man muß viel nachdenken."

So entwickelte August Schlegel in bedächtiger Rede seine Ansichten über die städtischen Angelegenheiten. Beide traten in den Laden, wo Meier am Pulte stand und anschrieb, was auf Borg genommen war. Denn wenn auch in der Papenstraße meist feine Leute wohnten: anschreiben ließen sie doch

gern. Auguſt Schlegel muſterte mit ſcharfen Blicken, ob auch alles in Ordnung wäre, und war zufrieden.

„Bloß, Meier," ſagte er, „das weiß ich aus meiner früheren Praxis, die Heringe müſſen mehr Lake haben, ſonſt werden ſie mulmig."

Damit trat er an das Faß heran, das auf dem Ladentiſche neben der Wagſchale ſtand, nahm den Holzlöffel und holte von unten herauf Tunke, die er über die Fiſche rinnen ließ.

„In meinem Geſchäft mußten ſie immer ganz und gar ſchwimmen."

„Ja, gewiß, Herr Schlegel," dienerte Meier eifrig und kam, um ſeine Pflicht zu tun. Aber Auguſt Schlegel hatte ſeine ſtille Freude am Begießen und gab den Löffel nicht aus der Hand. Als er fertig war, ſtrich er über die Theke, wo in einer Reihe die falſchen Schillinge und Talerſtücke aufgenagelt waren, die ſich im Laufe der Zeit in der Kaſſe vorgefunden hatten.

„Was die Dinger abſcheuern," bemerkte er, „ſind ſo blank wie poliert. Ja, und was ich denn noch ſagen wollte," und damit wandte er ſich fragend zu Mahnke, „wie iſt es, Woldemar? Morgen abend trinken wir ja wohl einen Kleinen bei Dir, wie? Du biſt ja ein Kaiſersgeburtstagskind."

„Ick heff dor gornich recht Luſt to, Auguſt. Fröher wol, as min Fru noch dor weer . . ."

„Das iſt nicht richtig, Woldemar. Das hilft nun alles nichts, ſo traurig es um Deine liebe Frau

ist. Der Mensch muß sich nicht einspinnen. Sonst drögt er weg. Du mußt Dich ein bißchen aufheitern. Ein paar gute Bekannte und denn einen netten Brassen. Wenn der recht mit Buttersauce und Schlagrahm angemacht wird, denn schmeckt er akkurat wie Karpfen, und was man sonst für den Karpfen mehr bezahlt, da hat man schon die Butter für. Frag' man Lotte."

„Ich will es mal mit ihr besprechen. Ein Karpfen kann da sonst wohl noch auf stehen."

„Denn erzählen wir uns allerhand lustige Döntjes. Nun muß ich aber zur Vorstandssitzung im Gewerbeverein, und dann hab' ich noch für Kaisersgeburtstag in der Loge zu tun. Da feiern wir schon heute, weil morgen doch die meisten Brüder zu Konzert und Ball im Kieler Hof wollen."

Er ging, und als er in der Haustür stand, sagte er noch:

„Schneien tut es diesen Januar furchtbar. Das wird uns teuer mit dem Abfahren. Vergessen Sie das Fegen nicht, Meier. Sonst gibt es Strafmandat. In der Art sind wir scharf hier."

Und August Schlegel wandelte trotz seiner Vielgeschäftigkeit mit Muße dahin, und nichts entging seinen Blicken, die für das Wohl der Stadt herumschweiften, und keinen traf er auf der Straße, mit dem er nicht ein ernstvertrauliches Wort wechselte. Denn er mußte für alle sorgen und darum genau wissen, wie es mit ihnen stand. So fand er viel

Stoff zum Nachdenken und hörte nebenbei auch allerhand nettes Neues. —

„Ja, wollen wir denn Lindemanns und Marquardsens haben?“ fragte Mahnke, als er mittags mit Charlotten und Meier die frische Suppe mit dem Fleisch dazu aß.

„Dann müssen wir wohl Berlitzkys auch einladen, Vater,“ entgegnete die Tochter.

„Hast Du Lust dazu?“

„Vater, Onkel Schlegel hat recht, das muntert Dich auf.“

„So besorg' es man,“ entschied der Alte.

Meier sagte: „'segnete Mahlzeit,“ Mahnke rückte sich im Lehnstuhle zurecht, daß er ein paar Augen voll Schlaf nehmen konnte, und Charlotte ging in ihre Stube hinauf, die oben nach hinten hinaus in dem alten Giebelhause lag.

* * *

Als der Tag sank, stand Charlotte an ihrem Fenster und sah über die unregelmäßigen Dächer und zwischen die beiden Kirchen hindurch auf die übereiste Reede von Koggenstedt. So schön, so ruhig war das alles im Winterfrieden. Jetzt fing es wieder leise an zu schneien, und es war Charlotten manchmal, als höbe sich die Erde den Flocken leicht entgegen.

Kein Lüftchen wehte, sanft strichen die weißen Sternlein am Fenster herunter, und etliche setzten sich

draußen auf das Gesimse, das Charlotte heute Mittag gesäubert hatte, um Brocken für die Vögel darauf zu streuen. Die Gäste hatten alles aufgepickt, nur ein Stück Schwarzbrotrinde war den Leckermäulern zu hart gewesen. Das Stückchen wurde nun eingehüllt in ein feines Spitzentuch.

Die Wolken lagen niedrig und still, sie hatten schwere Leiber, und ein unbestimmtes gelbes Licht setzte hin und wieder Tupfen in ihr Grau. Es war eine Dämmerung, wie Charlotte sie liebte. Dabei konnte sie sich von der Schule und von der Arbeit im Hause erholen. Die Gedanken sanken ihr ab.

Lange stand sie so, die Hände auf das Fensterbrett gestützt und das abgespannte Gesicht, das schon die Lehrerinnenfalten hatte, zur Seite gegen die Jutegardine geneigt. Ihr Schläfenhaar verfing sich in den Fransen.

Nun ward es dunkler, immer dunkler. Das bedrückte sie. Sie trat zurück und setzte sich in den Stuhl am Ofen. Das war Mutters Sorgenstuhl gewesen, wie denn überhaupt in dem Stübchen kein Stück war, das nicht Mutter angehört hatte, nicht Mutter lieb gewesen war.

Charlotte schmiegte sich tief in das Polster und schloß die Augen. Sie fühlte sich sicher und heimlich. Aber das Träumen und Ruhen selbst, wie wohlig sie sich ihm hingab, ließ doch nach und nach etwas Unbefriedigtes, eine ungewisse Sehnsucht in ihr wach werden. Sie schüttelte das Hindämmern ab,

ging zu dem alten Tafelklavier und spielte langsame und getragene Melodien, die gerade in ihr schwebten. Dabei dachte sie an ihren Vater. Er war oft bei ihr, wenn ihre Hände so über die Tasten glitten, er lauschte ihr gern.

Der Wunsch, ihm die kleine Freude zu bereiten, bewirkte, daß Charlotte stärker anschlug, damit er es unten hören könne und hinaufkäme.

So wurde es auch. Der Alte näherte sich mit seinen schweren Schritten, trat ein, setzte sich still auf das Sofa und blies mit regelmäßigen Atemzügen die Wolken aus seiner Pfeife. Sie waren nur noch ganz eben zu sehen.

So blieb es eine Weile, bis Charlotte aufhörte. Sie machte Licht und nahm ihre Handarbeit.

„Hast Du Briefe von Rudolf und Ernst, Vater?“ fragte sie.

„Nein, die schreiben wohl erst zu morgen,“ antwortete er.

„Ja, das ist auch wahr.“

Sie nähte. Der Alte stopfte den Tabak mit dem Finger fest. Die Wolken wurden voller.

„Rudolf kostet viel Geld,“ begann er dann wieder. „Die Verbindung ist teuer. Wenn er denn nur bald sein Examen macht.“

„Das kriegt Ernst wohl noch eher fertig, Vater. Er ist fleißiger. Ich glaube sonst nicht, daß er gern Pastor wird.“

„Warum nicht?“

Mahnkes Stimme hatte einen kleinen Anflug von Ungeduld und Härte.

„Ich weiß nicht recht, ob er alles glaubt, was dazu nötig ist.“

„Das macht sich schon,“ sagte der Alte weise und bestimmt. „In der Jugend denkt man sich viel zurecht. Er wird es mir noch einmal danken, daß ich ihn studieren ließ. Mutter wollte es auch immer gerne.“

Charlotte schwieg. Sie hatte einen neuen Faden genommen, hielt die Nadel wider das Licht und ließ den Zwirn durch das Öhr gleiten. Dann zog sie einen festen Knoten unten am Faden und nahm das Zeug wieder vom Schoße. Dem Alten war es ein wenig ungemütlich, daß sie nichts entgegnete, ihm nicht zustimmte. Er paffte stärker und wurde wortreicher und erregter, als er es für gewöhnlich war.

„Sieh mal,“ meinte er eindringlich und sah an der Lampe vorbei zu Charlotten hin, „sieh mal, Kind, ich wäre meinem Vater so dankbar gewesen, wenn er mich etwas Besseres hätte lernen lassen. Aber zu meiner Zeit hieß es immer, daß der Sohn genau das werden mußte, was der Vater war. Und nun hab' ich es doch durchgesetzt, meine beiden Jungens auf die Universität zu geben. Das fällt mir nicht leicht, Lotte. Für mich tu' ich es nicht. Das müssen sie aber auch anerkennen. Jeder Vater gibt das nicht her, auch wenn er es noch eher kann als ich.“

„Gewiß nicht.“

„Rudolf ist ein begabter Mensch; wenn er hier erst Arzt ist, kriegt er rasch Praxis. Die Leute kennen mich ja alle so gut."

„Er muß sich nur mehr zusammennehmen."

„Das kommt. Da bin ich ganz ruhig dabei. Das heißt, die Rechnungen zu Neujahr waren ein bißchen stramm. Ernst kostet mir nicht halb so viel."

„Ernst ist ein guter Junge. Ich wollte nur, er würde recht glücklich."

Wieder wurde der Alte unruhig.

„Das soll er wohl. Dafür lasse ich ihn studieren, Lotte."

„Er ist mehr für das Praktische, scheint mir."

„Ein Pastor kann auch praktisch arbeiten."

„Aber Du meintest selbst, es ist schade gewesen, daß Dein Vater Dich nicht das hat werden lassen, was Du wolltest, und nun machst Du es eigentlich mit Ernst nicht viel anders."

„Das ist d o ch ganz etwas anderes," sagte der Alte laut, und seine Unruhe ging in Ärger über. „Ich laß ihn mehr werden, als ich bin. Mein Vater hat mich zurückgehalten, und alles Lesen in den Büchern hat mir nachher nichts geholfen. Ich konnte nicht weiter kommen. — Es ist ja schließlich auch noch alles gut geworden," setzte er leiser und zufrieden hinzu.

„Das ist es, Vater."

Charlotte blickte ihn warm an. Das tat ihm

wohl, jetzt wurde er wieder gemütlich und paffte seine leichten Wolken.

„Nein, glaube mir, Lotte, Ernst wird es gut haben. Die Kinder wissen lange nicht immer Bescheid, was das Rechte für sie ist. Wenn ich an Dich denk'. Wenn Du damals, als das mit dem Menschen aus Lübeck war —"

„Davon laß uns nicht reden," bat Charlotte schnell, und ihr Gesicht wurde rot. Sie nähte eifriger.

„Wollen wir auch nicht," sagte Mahnke, aber hartnäckig fuhr er dann doch fort: „Das mußt Du mir zugeben, ich habe recht gehabt. Du wärst in Dein Unglück gestürzt, so schlimm wie er es getrieben hat."

Charlotte wollte nicht darüber sprechen, aber ein Trotz ließ sie nicht schweigen, und so mußte sie erwidern:

„Ja, vielleicht wär' er aber anders geworden."

„Nein," entschied der Alte und stieß mit dem Pfeifenausguß hart auf die Diele. „Wo das einmal drinsteckt, da geht es nicht wieder heraus. Sei Du froh, daß ich und Mutter Dich davor bewahrt haben."

„Ja," sagte Charlotte mit müder Nachgibigkeit. Ihre Augen waren starr auf die Naht geheftet.

Die Behaglichkeit war dem Alten von neuem entschwunden. Er suchte nach einer Ablenkung, darum meinte er:

„Willst Du noch ein Stück spielen?"

„Wenn Du es gern hörst," antwortete Charlotte gehorsam.

Während sie spielte, merkte der Alte, daß ihm die Pfeife ausging. Unwillkürlich sah er in der Stube umher, aber da war kein Tabakskasten. So hörte er noch eine Weile zu, jedoch nicht mit der richtigen Andacht. Ihm fehlte etwas. Als Charlotte geendet hatte, sagte er:

„Besorg' das mit den Einladungen."

Darauf ging er. Die Stunde war nicht so schön gewesen wie gewöhnlich. Charlotte hatte zwar schließlich zu allem ja gesagt, und so gehörte es sich. Aber er fühlte wohl, daß etwas in ihr saß, das nein sagte. Das verstimmte ihn.

Die Tochter saß bei ihrer Näherei, und die Falten in ihrem Gesichte waren schärfer denn zuvor. Dann machte sie sich auf, die Freunde für morgen abend zu bitten. —

Als sie heimkehrte, war klare, reine Luft. Charlotte sah zum Hause hinauf. Der Schnee lastete schwer auf dem alten Giebel.

* * *

„Das magst Du wohl, alles ein Flaggen, da kannst Du Dir dabei denken, das wäre für Dich," sagte August Schlegel am andern Mittag, als er zum Gratulieren kam und als Geschenk einen Rauchtisch aus gebeiztem Holze mitbrachte.

„Bilde ich mir auch was drauf ein, August,"

entgegnete Mahnke, „und denn so ein schöner Rauchtisch. Besser kann es der Kaiser auf seinem Geburtstag auch nicht haben.“

Er zeigte dem Freunde, was Charlotte ihm gestickt hatte, und von Meier lag ein Kasten für Briefmarken da.

„Ja, mit den Freimarken hatte er es immer,“ meinte August Schlegel, „das ist seine Forsche. Wieviel haben Sie denn nun in Ihrer Sammlung, Meier?“

„Zweitausend zweihundert und fünfundzwanzig, Herr Schlegel.“

„Sollte man gar nicht denken, daß es so viele gibt, was, Mahnke?“

„O Herr Schlegel, es gibt noch viel mehr,“ sagte Meier, und seine Ohren glühten von dem Glase Wein, das er am Vormittag bekommen hatte. Das hatte ihm Mut gemacht, und so setzte er kühnlich seine Rede fort:

„Ich krieg' jetzt auch bald welche aus Brasilien. Der eine Steuermann, der hier immer kaufte, hat sie mir versprochen. Die sind ziemlich selten. Manche kosten zwanzig Pfennig, wenn man sie kauft. Aber ich verkladdere kein Geld, ich nehm' bloß, was ich in Tausch oder geschenkt haben kann.“

Das lange Sprechen hatte seinen Mut erschöpft, und er zog sich in den Laden zurück.

„Na, was machen die Jungens, Woldemar?“ fragte August Schlegel.

„O," antwortete Mahnke, „es scheint ganz gut zu gehen. Von Rudolf habe ich bloß eine Karte, aber Ernst schreibt einen langen Brief. Er will nun bald zu Examen."

„Das ist das Vernünftigste, was ein Mensch tun kann. Die jungen Pastoren gehen ab wie die warmen Semmeln. Was haben wir uns schinden müssen, wie, Mahnke? Und wenn so einer die Pfarr hat, denn ist er oben an und braucht weiter nichts zu tun, als sich durch alle die Kindtaufen und Hochzeitsschmäuse durchzueſſen. Das bißchen Priestern am Sonntag ist eine Kleinigkeit."

„Wenn er es ernst nimmt, steckt doch wohl Arbeit dahinter," sagte Mahnke, dem es nicht paßte, daß Auguſt Schlegel so leichtfertig von dem geistlichen Berufe sprach, für den sein Sohn erwählt war.

„In einer Art hast Du ja recht, Woldemar. Aber in der andern Art mein ich: wenn man sich so die Pastoren ansieht, furchtbar mager sehen sie nicht aus, und Nummer Eins sind sie doch überall."

„Das schickt sich auch. Den Stand muß man am höchsten achten."

„Bloß so schwarz sollen sie nicht sein, leben und leben lassen. Weißt Du, wir in der Loge, wir sind ja aufgeklärt, darum können sie uns Freimaurer nicht leiden; aber ich bin nicht so, ich geh' gern mal in die Kirche. Wunderschön dies Orgelspiel. Das fehlt uns in der Loge."

„Bloß wegen der Orgel geht man aber nicht zur Kirche.“

„Nein, bewahre, ich habe schon viele schöne Predigten gehört, und weißt Du: die Leute müssen das haben, denn Logenbrüder können sie doch nicht alle werden. Und wo sollen die Frauenzimmer Sonntags morgens hin? Wenn sie recht dicht sitzen, ist es ja auch nicht so kalt da.“

Mahnke wußte, daß sein alter Freund ein Freigeist war. Sie hatten schon manchmal über Religion gesprochen, und das war der einzige Punkt, in dem sie sich nicht einig wurden. Als er daher wieder anfangen wollte, was die Kirche den Menschen für Gutes täte, fiel ihm August Schlegel ins Wort:

„Laß man, Woldemar, jeder nach seinem Fasson. Pastor Borchardt möchte mich ja freilich am liebsten so ein bißchen halbseitig ansegeln, weil ich nicht zu seinen Schafen gehöre, aber wenn Dein Sohn nun Pastor ist, und er kommt hier vielleicht an und redet einen verständigen Ton, denn sollst Du mal sehen, wie oft ich im Sommer hingehe.“

Mahnke wurde wieder gut gelaunt. Die Aussicht, seinen Sohn auf der Kanzel zu hören, war ihm lieb.

„Der soll Dich wohl rumkriegen, Du!“ drohte er und schenkte August Schlegel ein.

„Recht hast Du, Woldemar, man muß nie den Mut verlieren, auch nicht bei einem solchen alten hartgesottenen Sünder, als ich bin. Jetzt muß ich nach

dem Markt, da ist heute Musik, alles Dir und dem Kaiser zu Ehren. Denn sehen wir uns ja heute Abend wieder." —

Nachmittags ging Mahnke mit Charlotten zu Mutters Grabe hinaus. Das hielt er immer so an seinem Geburtstage. Sie hatte ihm manchen verschönt. Charlotte trug den Kranz aus Tannengrün mit weißen Blumen; der Alte hatte seinen Zylinder aufgesetzt, und sie sprachen Liebes von Mutter.

„Über drei Jahre ist sie schon von uns. Sie hat schwer zu leiden gehabt."

„Das hat sie," sagte Charlotte.

„Zart war sie immer; aber als ich damals junger Mann bei Tönnies war, meinten ihre Eltern, das Heiraten würde ihr gut tun. Und dann sollte sie erst August Schlegel haben, aber nachher, als ich mich im Geschäft tüchtig machte, wurde Tönnies immer mehr für mich."

„Mutter auch?"

„Ja, natürlich, sie auch. Sie wurde es gewohnt, daß ich im Hause war, und sie hat mich denn auch lieb gehabt. Ich habe kein böses Wort von ihr gehört."

„Ist Onkel Schlegel darum unverheiratet geblieben, weil er Mutter nicht haben konnte?"

„Die erste Zeit vielleicht. Da war er nicht schön auf mich zu sprechen; aber nachher hat er sich bloß noch um sein Geschäft gekümmert, und als er das aufgab, wurde er gleich Stadtverordneter. Darum

hat er wohl keine Zeit gehabt, sich nach einer anderen umzusehen."

„Mutter hätte auch nicht zu ihm gepaßt. Die mußte einen ruhigen Mann haben."

Sie standen am Grabe. Der Alte nahm Charlotten den Kranz ab, schob mit ihrer Hilfe den Schnee beiseite, bis die schwarze Erde hervorsah, und legte den Kranz mit Liebe und Sorgfalt in die Mulde. Dann sah er, über seinen Stock gebeugt, sinnend auf den Namen, der in den Stein eingemeißelt war. Charlotte blickte zum Hügel hinab, als wollte sie eine Frage an die richten, die da unten schlief. Sie hatte die Hände gefaltet. Zuletzt nickte der Alte zum Grabe hin und sagte leise:

„Ja, ja, Mutter!"

Schweigend kehrten sie heim. Der Alte ging mit seinen langsamen Schritten und Charlotte neben ihm mit kürzerem raschen Tritt. Und viele waren, die ihnen unterwegs ein freundliches „Guten Abend" boten, denn Woldemar Elias Mahnke war geachtet und geehrt unter den Bürgern in Koggenstedt.

* *
*

Abends war nette Gesellschaft oben in der guten Stube, wo die Bilder von Klaus Tönnies und seiner Frau über dem Sofa hingen. Herr Tönnies in geblümter Weste, und mit hoher schwarzer Halsbinde, und sie in weitbauschigem grauen Seidenkleide und

mit kleinen Locken an der Schläfe. Es gab ordentlich Karpfen mit Mosel. Das empfand August Schlegel eigentlich als Verschwendung und dachte, Mahnke hätte gut seinen Rat befolgen und es bei Brassen bewenden lassen können. Aber die Festrede hielt er trotzdem. Er klopfte mit seinem Löffel zu Kronsbeeren an das Glas, erhob sich langsam, wischte sich noch einmal mit der Serviette über den Mund, sah freundlich in die Runde und fing an:

„Lieben Freunde!"

Dann wartete er, bis alles still war. Sie legten auch Messer und Gabel hin, aber doch nur zögernd, denn nun wurde der schöne Karpfen kalt. August Schlegel redete für gewöhnlich lange. Indessen waren sie zu gebildet, um weiter zu essen. Bloß Meier behielt die Gabel unterm Tisch. Wer konnte es wissen? Vielleicht fand sich Gelegenheit, einen Happen zu nehmen.

„Lieben Freunde," sagte August Schlegel, „ich weiß wohl, reisend Lüüd schall man nich opholln, und mit Leuten, die essen, ist es ebenso. Aber einen kleinen Spietsch müssen wir doch haben, weil wir wieder mal so gemütlich bei unserm alten Freund Mahnke versammelt sind. Sieh mal, mein lieber Woldemar, wenn nun auch die Fahnen und die Marktmusik in Wirklichkeit für unsern Kaiser und nicht für Dich gewesen sind, so kannst Du Dir doch dreist sagen, daß wir sie Dir auch gegönnt hätten. Denn Du bist eine Ehre für unsern ganzen Koggenstedter Kaufmanns-

ſtand und für die Kolonial- und Drogenbranche ganz beſonders. Ich hatte mal eine alte Tante, und wenn irgend was kam, was nicht leicht zu überſtehen war, denn ſagte meine Tante immer zu mir: Reff in de Büx un Hot vör Anker, Jung! Nach dieſem Wahlſpruch haſt Du auch gehandelt und die ſchweren Zeiten für unſern Mittelſtand ſo gut durchgemacht, daß wir hier heute abend bei natürlichem Karpfen ſitzen können und uns mit einem lieblichen Glas Moſel tränken. Das kommt von Deinem Gottvertrauen und von Deinem Fleiß."

„Na, nu hol aber up," ſagte Mahnke geniert, die andern um den Tiſch aber brummelten: „Sehr richtig!" und ſahen auf ihren Karpfen, ob der ſchon kalt war.

„Gleich Woldemar," fuhr Auguſt Schlegel fort, „ich will man bloß noch ſagen, es ſteht ja nun alles gut in Deinem Hauſe. Und wenn uns auch ſchon lange Deine liebe Frau fehlt . . . ."

Er merkte, daß er da in ein falſches Fahrwaſſer geriet, darum brachte er ſeinen Kahn raſch herum und ſprach weiter:

„Deine lieben Söhne ſind bald ſo weit, daß ſie für das geiſtliche und leibliche Wohl ihrer Mitmenſchen ſorgen können, und unſere liebe Lotte, die waltet weiſe als züchtige Hausfrau im häuslichen Kreiſe."

Das fand Frau Kaufmann Marquardſen nicht paſſend und ſcheuerte verſchämt auf dem Tiſchtuche

herum. Verheiratet war Charlotte doch nicht. Kaufmann Lindemann lachte vergnügt.

„Und darum mein' ich" schloß August Schlegel, als Mahnke ihm einen Wink zuwarf, er solle bloß zu Ende kommen, „wir fassen alle unsere Wünsche, die wir für das Haus Mahnke und für unsern lieben Freund Woldemar insbesondere haben, in dem Rufe zusammen, daß wir alle miteinander anstoßen und rufen: Unser lieber Freund Woldemar Mahnke und seine Kinder, und sein Geschäft und alles, was ihn angeht, sie leben hoch! und noch einmal hoch! und zum dritten mal hoch!"

Alle hochten mit, am lautesten Meier, und stießen mit Mahnke an. Der dankte und sagte:

„Na, Kinder, nun eßt man weiter und nehmt euch ein warmes Stück."

Das taten sie gern. Als sie dann noch Butterbrot und Käse gegessen hatten, standen sie auf. Charlotte und Meta räumten schnell ab, und Meier nahm sich, wie sich das bei Gesellschaften gehört, ein paar Zigarren aus dem neuen Rauchtische, der immer umfallen wollte, weil er unten etwas zu schmal gebaut war.

Die Frauen holten ihr Strickzeug hervor und sprachen über die Dienstmädchen. So plauderten sie gemütlich bei ihrem Glase Bier und einer Tasse Kaffee und Kuchen.

„Ja," sagte Kaufmann Lindemann, der mit Käse und Heringen engros handelte, „diesen Frühjahr

fahr' ich wieder 'rüber nach Fehmarn und hol Käse. Wenn Du wieder mal mit willst, August, dann komm man."

„Nee," sagte August Schlegel ganz entschieden, „ich bin einmal mit Deinem alten Seehund gefahren, um frische Luft zu schnappen, aber ich hab' den ganzen Weg nichts anderes gerochen als Deinen Stänkerkäs. Die ganze Ostsee duftete danach. Da muß ja ein Dorsch einen Kognak auf trinken."

„Ich kann nicht finden, daß mein Käs schlechter riecht, als Käs überhaupt riechen muß," meinte Lindemann gekränkt. Seine Frau fand das auch.

„Da hab ich nichts gegen," gab Schlegel zurück. „Ich esse ihn auch immer gern so en détail, aber engros ist er mir zu stark. Wenn ich ihn mal riechen will, kann ich zu Dir ins Lager kommen, da brauch' ich nicht um vier aufzustehen und auf das Weltmeer hinauszuschwimmen."

„Die Käseeinfuhr ist sehr bedeitend," warf Zollinspektor Berlitzky ein, der Epauletten zur Uniform trug, weil Kaisers Geburtstag war. Er schaute Kaufmann Lindemann durchdringend an, als ob er ihn in Verdacht hätte, daß er schmuggeln wollte. Weil er aber „bedeitend" sagte, war er ein Preuße, und deshalb mochte ihn August Schlegel nicht gern leiden und kam mit einer kleinen Spitze, indem er sagte:

„Ja, früher war das noch viel mehr, aber seit wir preußisch sind, geht alles zurück."

Mahnke fürchtete, sein Freund möge in die

Politik geraten, und so wandte er sich schnell zu Marquardsen und fragte, wie das Weihnachtsgeschäft gewesen sei.

„Sehr gut," sagte der und machte eine Verbeugung dabei, als ob er jemand Hosenstoff zu sieben Mark fünfzig das Meter präsentierte. Er war früher Schneider gewesen und hatte dann ein Manufakturwarengeschäft angefangen, benahm sich aber so fein, daß er ganz gut hätte Hofschneidermeister werden können. Seine Frau war noch feiner als er, die hielt immer den kleinen Finger in die Luft, wenn sie die Tasse nahm, und sah auf Frau Lindemann herab, weil die den Kuchen einstippte.

Die kleine, schmächtige Frau Berlitzky sagte bloß immer „Ja" und „Nein" und lächelte jeden an, der sie gerade ansah. Meier blickte von einem zum andern und sog an der Zigarre.

Charlotte wollte die Unterhaltung ins Allgemeine bringen und die Gäste ein wenig aufmuntern, daher fragte sie:

„Wollen wir nicht mal Pfänder spielen?"

„Ach ja," sagte Frau Lindemann. „Taler, Taler, du mußt wandern."

„Das ist ja 'n Kinderspiel," meinte Frau Marquardsen, und Kaufmann Lindemann war auch ein Gegner seiner Frau.

„Mal so was mit'n büschen Küssen," meinte er gemütlich, aber seine Frau stieß ihn in die Seite und

Frau Marquardsen setzte ihr allerschärfstes Gesicht auf.

„Is ja man Spaß," begütigte Lindemann die ehrbaren Frauen.

„Wenn wir nun Sprüchwörter oder Verse rieten?" schlug Charlotte vor.

Da wurde Frau Marquardsen begeistert.

„Ja," sagte sie, „das ist schön. Ich weiß eine Menge, wir haben Schiller in Prachtband, er liegt auf dem Tisch in der besten Stube."

Die Männer schwiegen, sehr interessant kam ihnen das nicht vor, aber schließlich wollten sie nicht stören. August Schlegel nahm sich der Sache mit einer gewissen Gemütswärme an:

„Das laß uns man, Lotte, da hast Du ganz recht, wir haben ja kein schweres Essen gehabt, daß wir nicht nachdenken könnten. Und ein büschen Bildung kann man immer gebrauchen."

Also wurde es beschlossen. Man setzte sich abseits vom Tische im Kreise, und einer sollte hinausgehen. Wer konnte das aber sein? Die Männer waren zu bequem, und von den Frauen wollte keine die erste sein.

„Na, Meier," sagte August Schlegel, „denn man rut mit de Olsch an de Fröhjahrsluft, denn wollen wir Ihnen mal was zu knacken aufgeben."

Alle waren damit einverstanden, daß Meier zuerst riete. Er tat das nicht ungern, denn er hatte gesehen, wie Meta eine halbe Flasche Mosel mit in

die Küche nahm, da konnte er jetzt gut ein oder zwei Glas davon kriegen. So verbeugte er sich nach seiner Gewohnheit, wobei ihm die weiten Manschetten tief über die roten knolligen Hände fielen und sein struppiges Haar ordentlich wehte, und verschwand.

Nun sollte also gewählt werden, was er zu raten hätte. August Schlegel hatte vorgeschlagen: „Schleswig-Holstein meerumschlungen, deutscher Sitte hohe Wacht," aber das wurde als zu leicht verworfen. Frau Marquardsen wollte beweisen, daß sie in ihrem Schiller Bescheid wußte, und sagte:

„Fest gemauert in der Erden steht die Form aus Ton gebaut".

Das war indessen wieder zu schwer. Kaufmann Lindemann, der immer gern Spaß machte, war für: „Anna, zu dir ist mein liebster Gang," denn Meier stand in dem Verdacht, für Buchdrucker Repennings Anna zu schwärmen, wenigstens brachte er ihr immer die Sachen, die sie im Laden kaufte, selbst hin. Lindemanns Späße hatten jedoch keinen Erfolg.

„So was paßt hier nicht her," sagte Frau Marquardsen, und Frau Lindemann wurde über und über rot, weil ihr Mann sich auch gar nicht zu schicken wußte. Nun nahm Zollinspektor Berlitzky das Wort:

„Muß es denn ein Vers sein?" fragte er, und als Charlotte verneinte, schlug er die patriotische Note an und sagte:

„Nehmen wir doch, weil heite Kaisers Geburts-

tag ist, ganz einfach: Hoch lebe Seine Majestät der Kaiser und das ganze Hohenzollernhaus."

„Mit dem Zoll muß er immer was zu tun haben," raunte August Schlegel seinem lieben Mahnke zu. Die andern hatten es gehört und verstanden erst den Witz nicht, aber dann freuten sie sich sehr, und Kaufmann Lindemann lachte sich krumm. Berlitzky machte sein unbewegliches Amtsgesicht. Schließlich endete Charlotte, die den Gästen den Vortritt hatte lassen wollen, die Zweifel:

„Ich weiß: laß uns nehmen: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen". Das steht in seinem Stammbuch."

„Na, was Meier von seinen Vätern ererbt hat, kann nicht viel sein, und das braucht er überhaupt nicht erst zu erwerben," bemerkte August Schlegel. „Seine eine Tante hat ja allerhand Geld, aber die ist noch lange nicht tot, und alles kriegt er auch nicht. Ich hatte mal einen jungen Mann . . . ."

Aber nun wollte man nichts mehr von Meiers Erbschaften und Aussichten und von dem andern jungen Manne wissen, und Frau Marquardsen strebte danach, ihre geistige Ueberlegenheit zu zeigen, und sagte:

„Das ist ein schöner Spruch, der steht auch in unserm Schiller."

„So?" fragte Charlotte und unterdrückte sich ein Lächeln. Frau Lindemann aber beschloß bei sich, daß sie sich auch einen Schiller in Prachtband an-

schaffen und in der besten Stube auf den Tisch legen wollte. Dann war sie ebenso gut gebildet, wie Frau Marquardsen. Die Wörter wurden verteilt und Meier wurde hereingerufen. Er kam höflich, seine Ohren brannten und sein Adamsapfel ging noch vom Schlucken vergnügt auf und ab. Dann fing es an. Meier mußte an jeden eine Frage richten, und der Gefragte hatte ihm mit einem Satze zu antworten, worin das bestimmte Wort vorkam. Daraus sollte Meier raten, wie der Vers hieß. Leicht war das nicht. Aber Meier hatte frischen Mut und fragte Charlotten, bei der er anfangen mußte:

„Gibt es morgen wohl schönes Wetter, Fräulein Mahnke?"

„Was kann ich wissen?" antwortete Charlotte.

Meier sann nach, „wissen" schien ihm das bedeutsamste Wort zu sein; aber er kannte keinen Vers, der damit anfing. So fragte er Kaufmann Lindemann:

„An den Heringen wird doch immer noch ein schönes Stück Geld verdient, nicht?"

Lindemann war schlagfertig und erwiderte achselzuckend:

„Du leewe Tid!"

Da hatte er sich fein herausgezogen und blinzelte seiner Frau zu. Das sollte ihm mal einer nachmachen.

Meier grübelte scharf. Wissen, liebe Zeit, nein,

einen Vers konnte er sich daraus nicht machen. Also wandte er sich zu August Schlegel und fragte:

„Ob der Zucker dies Jahr wohl billiger wird, Herr Schlegel?“

August Schlegel dachte lange nach und entgegnete:

„Ich glaube, er erbt die Teuerlichkeit von seinem vorjährigen Vorfahren.“

„Nein, das gilt nicht, Onkel Schlegel,“ rief Charlotte.

„Was nicht?“

„E i n Wort muß es sein.“

„Das haben wir vorher nicht abgemacht. Es gibt überhaupt gar keinen Satz, wo das Wort drin vorkommt.“

„Ja, Onkel, das ist eben Deine Sache, solchen Satz zu finden.“

Frau Marquardsen war auf Charlottens Seite.

„Da kommt es gerade drauf an,“ sagte sie, „daß man geistreich ist bei diesem Spiel.“

August Schlegel aber war eigensinnig.

„Was es nicht gibt, dabei kann auch der geistreichste Mensch nichts machen,“ beharrte er auf seinem Stück.

Frau Marquardsen wollte schon sagen, daß sie solchen Satz leicht gefunden hätte, aber der alte Mahnke kam dazwischen und sagte zu Meier:

„Man weiter, Meier, Sie werden es später schon finden.“

Meier jedoch war aufsässig im Gefühle seiner Unschuld, das er eigentlich als junger Mann in der Kolonialwaren- und Drogenbranche gar nicht haben durfte.

„Wenn man nicht den richtigen Satz macht, kann es kein Mensch raten."

„Der Satz war ganz richtig," trotzte August Schlegel.

„Nur weiter, Meier," drängte jetzt auch Charlotte.

Meier fragte die Reihe herum, aber den Vers fand er nicht. Da sollte er nun ein Pfand geben. Er hatte nicht recht etwas bei sich, tastete in seinen Taschen herum und kam zuletzt mit einem großen Schlüssel zum Vorschein.

„Nanu," sagte Lindemann, „woher haben Sie denn einen Hausschlüssel? Dat gehört sick doch nich för 'n jungen Mann."

Auch Schlegel und Marquardsen wurden aufmerksam, und Meier stand mit seinen knallroten Ohren und zupfte sich an seinem borstigen Schnurrbart, um eine Ausrede zu finden, womit er den Hausschlüssel erklären könne. Aber das Denken über den Vers hatte ihn so angestrengt, daß ihm nichts einfiel. So schielte er verlegen nach seinem Prinzipal, ob der auch böse sei. Der war nicht böse und sagte: „Lat man, lat man." Doch Kaufmann Lindemann wurde immer aufgeregter und wollte schon eine große Prinzipalsversammlung einberufen mit der Tagesord-

nung: „§ 1: über das heimliche Tragen von unberechtigten Hausschlüsseln seitens der jungen Leute in der Kolonialwaren- und Drogen-Branche. Referent: Kaufmann Karl Lindemann. § 2: Verschiedenes. § 3: Sonstiges."

Mahnke trat für Meier ein:

„Meier treibt keinen Unfug damit."

Das beruhigte Meier, er versteckte aber den Hausschlüssel doch lieber und holte statt dessen eine Freimarke aus seiner Westentasche. Charlotte lachte:

„Meier, das ist aber ein spärliches Pfand!"

„Nein, Fräulein Mahnke," sagte Meier, denn wenn er auch nicht viele Ideale hatte, die Freimarken waren sein Ideal. „Die kann noch einmal selten werden. Das ist Norddeutscher Postbezirk. Ein drittel Groschen grün."

Zollinspektor Berlitzky verstand sich auf Freimarken. Er sah sich das Ding an und bemerkte:

„Die ist gezähnt. Wenn sie durchstochen wäre, hätte sie noch mal so viel Wert."

Das konnte Meier nicht leugnen, aber er blieb dabei, daß die Freimarke ein gutes Pfand sei.

So ging es eine Weile weiter, aber es war kein rechter Zug im Spiel. Sie gerieten immer auf Nebendinge und schnackten lieber. Meier kam auch nicht dazu, sein Pfand ordentlich wieder auszulösen, sondern Charlotte gab es ihm so zurück.

Als die Uhr zwölf schlug, brachen sie auf und sagten gute Nacht. August Schlegel meinte: „Das

war wieder mal ein sehr gemütlicher Abend, Woldemar. Und den Karpfen, den schmecke ich ordentlich noch. So süß und duftig war er."

Herr Marquardsen aber war fein und sagte zu Mahnke:

„Es war für mich und meine Frau Gemahlin sehr angenehm."

Frau Gemahlin Marquardsen war noch viel feiner, denn sie sagte gar nichts und reichte beim Abschied nur drei Fingerspitzen.

So nett war es zu Mahnkes Geburtstag.

* * *

Friedlich flossen die Tage im alten Giebelhause an der Papenstraße hin. Es geschah alles, wie Woldemar Mahnke es haben wollte. Es war ganz selbstverständlich, daß nichts getan wurde, was er nicht gebilligt hätte. Keine Unordnung, keine Unregelmäßigkeit kam vor. Das Essen war immer genau ein Viertel nach zwölf auf dem Tische und wenn von Sankt Anschar die zehnte Abendstunde verkündet war, schloß der Alte seine Haustür, indem er den Schlüssel zweimal umdrehte.

Die Leute in Koggenstedt und in der Umgegend hatten Vertrauen zu Mahnke. Die Damen sagten: „Er ist ein gebildeter Mann, und sein Zucker ist einen Pfennig billiger als bei Schmidt in der Rathausstraße." Und für diesen einen Pfennig und um ein Wort mit Mahnke zu wechseln, kamen sie zu ihm. Die

Männer achteten ihn, weil er das Geschäft hoch gebracht hatte, denn als er es von Tönnies übernahm, war nicht allzu viel damit los gewesen. Die Bauern kehrten mit Vorliebe bei Mahnke ein. Der Laden war nicht weit vom Lübecker Tor, und Meier gab auch immer einen kleinen Schluck auf zu.

In dieser behaglichen Ruhe und Regelmäßigkeit, womit sich ihr Leben abspann, merkten weder der alte Mahnke noch Charlotte, daß im Hause doch nicht alles so aussah, wie zu Mutters Lebzeiten. Vielleicht war es nur ein Hauch, der über dem Ganzen fehlte, aber gerade dieser Hauch mütterlicher Sorge, hausmütterlichen Waltens hatte früher alle Dinge gleichsam miteinander verbunden. Jetzt stand alles einzeln da. Das war der Unterschied. Empfand der Alte ihn hin und wieder, ohne sich freilich Rechenschaft darüber geben zu können, was es eigentlich war, so schob er das Gefühl des Mangels auf seine Sehnsucht nach seiner verstorbenen Frau, und Charlotte hatte, wenn ihre Schularbeit getan war und sie dann noch im Hause wirken mußte, nur das Bedürfnis, fertig zu werden, um sich in ihrer Stube auszuruhen. Deshalb sah sie nichts davon, wie die Einheit des Hauses zerfallen war, wie alles nüchtern dalag, was früher geschillert hatte, weil Mutters Hände, mochten sie auch krank und schwach sein, es leise berührten. Und es wurde immer nüchterner, seitdem sich jene linden Hände zum letzten Male über der Brust gefaltet und Gott um Erlösung gebeten hatten.

Manchmal, namentlich gegen Ostern, als die Schule hohe Ansprüche an sie stellte, wurde es Charlotten schier zu viel, daß sie noch im Hause aufpassen sollte. Aber sie klagte nicht, und ihr Vater dachte gar nicht daran, ihr Erleichterung zu verschaffen. Meta war ein gutes, tüchtiges Mädchen, und im übrigen gehörte es sich für Mahnke so, daß Charlotte ihr Teil tragen müßte. Er selbst mußte das ja auch.

Einmal sprach sich Charlotte zu August Schlegel aus.

„Onkel, ich kann oft nicht mehr, ich habe solche Kopfschmerzen. Eben bin ich aus der Schule, da heißt es auch schon: Lotte hier und Lotte da. Mir sinken abends, wenn ich ein bißchen lesen will, die Augen zu."

„Ja, weißt Du, lesen bei Licht ist nun auch nicht gesund, mein Kind. Aber recht hast Du sonst, auf die Dauer geht das nicht."

„Was soll aber geschehen? Ich möchte doch nicht von der Schule abgehen."

„Na, das wär' im letzten Grund kein Schade. Die alte Schulstubenhockerei hat Dich schon blaß genug gemacht."

„Ich bin aber mit Freuden Lehrerin."

„So?" sagte August Schlegel und sah sie von der Seite an, als wollte er sagen: die Freude kann ich nicht recht entdecken. Dann hub er wieder an:

„Das ist ja auch eine Sache für sich. Aber was

das andere anbetrifft: Vater muß sich eine Hülfe nehmen. Sozusagen eine weibliche Stütze."

„Eine Haushälterin?"

„Ja. Sieh mal, ich bin sonst nicht für Haushälterinnen, ich habe neun gehabt und die wollten mich alle heiraten. Wenn ich ihre ehrenwerten Anträge höflich und entschieden ablehnte, mußte ich mit schmutzigen Stiefeln rumlaufen, und die Oefen hatten mein Dag keinen Zug. Und wenn ich mir denn mal ein Stück Rindsfleisch mit nach Hause brachte und sagte, sie sollten es recht nett durchbraten, weil ich das alte Blut nicht mag, denn schwamm es nachher man so in dem alten roten Saft. Oder sie hatten es verholzkohlen lassen, daß ich mit dem Hobel dabei mußte, um was davon abzukriegen. Da hab' ich das mit den Haushälterinnen aufgegeben und hab' jetzt meine Miene. Das ist ein unschuldiges Kind vom Lande, so zwischen vierzig und sechzig, und die hat mir noch keinen Antrag gemacht. Ich nenne sie aber auch bloß Dienstmädchen. Siehst Du, mein Kind, so ist es mit den Haushälterinnen, und nach meinen schmerzlichen Erfahrungen bin ich deshalb gar nicht für sie. Dein Vater ist noch ein Mann in den besten Jahren."

„Nun, Onkel Schlegel, das läßt sich halten."

„Für eine Haushälterin gibt es überhaupt bloß Männer in den besten Jahren. Wenn ich mir nun auch sage, daß Dein Vater wohl keinen dummen Jugendstreich mehr machen und Dir noch eine liebe

Stiefmutter ins Haus bringen wird, so seh' ich da doch allerhand Elend und Unruhe kommen. Deshalb hab' ich mit Deinem Vater noch nicht über den Fall geredet. Aber daß es Dir nicht gut geht, weiß ich längst. Da braucht man Dich nur anzusehen."

Sein Blick glitt über ihre magere Gestalt.

„Ja," sagte Charlotte, und etwas Düsteres lag auf ihrer Stirn, „ich bin vorzeitig alt geworden."

August Schlegel schwieg einen Augenblick. Das war für Charlotten die Bestätigung. Sie wurde traurig.

„Onkel Schlegel, ich habe ja eigentlich mit dem Leben für mich schon abgeschlossen. Ich will nur für Vater da sein. Laß nur."

„Laß nur ist keine Redensart, mein Kind, damit kommt man zu nichts. Irgend was muß geschehen, daß Du nicht mehr alles auf dem Halse hast. Aber möchtest Du selbst eine fremde Person im Hause haben?"

„Das käme darauf an, wer es wäre."

„Das ist es eben. Ich kenne hier in Koggenstedt alle zusammen, die solchen Posten annehmen würden, aber da ist nicht recht was drunter. Und eine Ausländische, das geht doch nicht. Denk mal, wenn da irgend eine aus Preußen käme, das wäre das Schlimmste. Die Preußen essen ja nichts! Die essen höchstens warme Buttermilch mit Klößen und da trinken sie Braunbier zu. Was ein saftiges Stück Schweinefleisch ist, ahnen die gar nicht. Nein, bei

preußischen Gerichten käme Dein Vater herunter, und Du brauchst auch was Tüchtiges in den Magen."

„Wir wollen noch nicht mit Vater darüber sprechen. Ich mußte Dir nur einmal mein Herz ausschütten. Vater nähme ja auch niemand, er gewöhnt sich an nichts anderes mehr. Ich werd's wohl durchhalten."

„Übereilen darf man nichts in dieser Art, aber die Sache geht mir doch durch den Kopf. Verlaß Dich auf mich, mein Kind, ich will schon aufpassen. Und laß es zu Hause sachte angehen, daß Du nicht krank wirst."

Charlotte tat ihr Mögliches und der Vater war mit ihr zufrieden. Daß sich ihre Haut straff um die Schläfen spannte, bemerkte er nicht. Alles ging, wie es mußte, und Gott ließ, wie der Alte und Charlotte alle Morgen beteten, jeden Tag wohl gelingen. —

Eines Abends kam ein Brief, der hatte einen Trauerrand. Der Alte schnitt ihn mit Bedacht auf, las und reichte ihn Charlotten.

„Elises Mann ist gestorben."

„Ach," sagte Charlotte bedauernd.

„Da wird es nicht gut stehen. Sie sind ja wohl erst vier Jahre verheiratet, und er ist nichts Rechtes geworden. Er hatte immer mehr Ideen, als er ausführen konnte. Das bißchen, was sie hat, reicht nicht hin."

„Dann auch noch das Kleine," meinte Charlotte mitleidig.

„Ja, ja," nickte der Alte. Er sann eine Weile nach.

„Übermorgen ist das Begräbnis, da muß ich wohl hin. Mutter war doch ihre Tante."

„Ja, tu das, Vater, fahr nach Heide, und vielleicht kannst Du ihr helfen."

„Irgend was kann ich bestimmt für sie tun. Ich muß erst sehen, was sie nötig hat."

Weiter wurde nicht darüber gesprochen. Der Alte reiste zum Begräbnis, und als er wiederkam, meinte er:

„So traurig hatte ich mir das nicht gedacht. Schulden sind auch da. Ich hab' ihr was dagelassen und gesagt, sie soll mir schreiben, wenn sie mehr braucht. Sie will in Stellung gehen, aber wer nimmt sie mit dem Kind? So ein kleines niedliches Mädchen, kann noch gar nicht laufen. Das werden schwere Zeiten für sie."

„Die Ärmste," sagte Charlotte. „Und sie ist so gut."

„Ja, das ist sie. Ich verlasse sie auch nicht. Mutter hat immer lieb von ihr gesprochen."

Als August Schlegel den Todesfall erfuhr, bemerkte er nur:

„Hm, das wäre so ein Plan."

Aber er äußerte sich nicht weiter, er kannte seinen Woldemar. Das mußte alles langsam gehen, und man mußte sehr vorsichtig sein, denn der Alte beschloß

alles von selbst und durfte nicht merken, daß man ihn leise schob.

Charlotte verstand ihren alten Freund, aber sie empfand dasselbe wie er, und es blieb einstweilen alles wie bisher.

* * *

Als die Osterferien anbrachen, kamen die beiden Söhne nach Haus. Der alte Mahnke hatte seine Freude an dem flotten Rudolf, der Schmisse im Gesichte trug, und ließ sich von dem Verbindungsleben erzählen.

„Ja, es kostet allerhand, aber der Junge stellt dafür auch etwas vor. Er ist jetzt schon Chargierter."

Da waren nicht viele Väter in Koggenstedt, die ihren Sohn bei der Landsmannschaft hatten. Zu Hause hielt Rudolf sich wenig auf; er hatte eine Menge Bekannte, und sein bester Freund war ein junger Gutsbesitzer in Feldbeck, bei dem brachte er die meiste Zeit zu. Er ging mit ihm auf die Jagd und führte überhaupt ein freies Leben.

Ernst war ganz anders. Dessen größte Freude war es, im Laden zu helfen, und er wußte dort beinahe so gut Bescheid wie Meier. Dem Vater stand er ziemlich fern und redete nur wenig über sein Studium, obschon der Alte gern von der Theologie sprach und seinen Sohn ermahnte, sich nur recht nach dem zu richten, was ihm Pastor Borchardt anriet.

Mit seiner Schwester konnte Ernst wohl

sprechen, wenn er oben mit ihr auf ihrer Stube war. Dann ging er vornübergebeugt, die Hände auf dem Rücken, ganz wie sein Vater, umher und sah ernst und bedenklich aus.

„Bist du wirklich nicht mit Liebe dabei?“ fragte Charlotte.

„Nein. Ich hätte Tischler werden oder bei Vater ins Geschäft treten sollen, das hätte für mich gepaßt. Ich halte es kaum aus, Lotte.“

„Nun bist Du aber doch nahe vor dem Examen.“

„Wenn Du wüßtest, was mir das für Mühe kostet. Ich begreife so schwer. Andere lernen spielend, und ich muß sitzen und sitzen. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Ich kann nicht glauben, was ich glauben soll.“

„Meinst Du nicht, daß das noch kommt?“

„Das sagen viele und verlassen sich darauf; ich bin aber nicht so. Wenn ich mir denke, daß ich predigen soll, und es kommt mir nicht vom Herzen, dann werde ich ganz verzweifelt.“

„Vater hat es aber doch gut gemeint, und Mutter wollte es auch.“

„Mutter hat sich nach Vater gerichtet, und sie war krank, da konnte ich ihr nicht den Schmerz bereiten, daß ich etwas anderes wurde. Und jetzt habe ich auch nicht den Mut, zu Vater zu sagen, daß ich umsatteln möchte. Siehst Du, das ist es. Ich bin alles nur halb, ich bin nur halb bei der Theologie und habe nicht die Lebenskraft in mir, sie wegzuwerfen, und mich gegen Vater aufzusetzen.“

„Vater würde auch sehr traurig. Was sagten die Leute dazu?“

„Ja, Lotte, das ist es. Ich werde für die Leute Pastor und damit Vater keinen Kummer hat.“

„Wir müssen uns fügen, mein Junge, ich hab' es auch müssen.“

„Deshalb bist Du auch nicht glücklich geworden und trocknest hier nun ein, ohne Dein Leben zu genießen.“

„Ich tu' meine Pflicht.“

„Ach Lotte, das ewige Pflichttun, wie ich das satt habe. Wenn man nur die Courage hätte, einmal nicht seine Pflicht zu tun. Wenn man nur einmal sagen könnte: so will ich leben, so muß ich leben, um glücklich zu sein! Das wäre eine wahre Erlösung. Aber soweit kommt es nie. Ich habe mich ja so hineingebohrt, ich habe Tage lang ganz allein auf meiner Bude gesessen und gerungen und gebetet und studiert, denn ich wollte dazu kommen, daß ich wirklich glauben kann, aber es ist immer nichts geworden. Es ist mir, als säße da ein großer Stein vor mir, der mir die Aussicht versperrt, und ich stemme mich dagegen, und er rührt sich nicht. Andere machen es sich leicht, die gehen einfach drum herum, dann sind sie am Ziel. Aber ich muß immer grübeln und grübeln, und wenn ich auch — Lotte, das hab' ich keinem gesagt und sag' ich nur Dir — wenn ich auch so ganz kleine, kleine Augenblicke habe, wo ich fühle, jetzt spricht Gott zu mir, und wenn ich dann hoffe, daß

ich nun frei bin und mich hineingearbeitet habe, so ist es doch alles nichts. Es wird wieder dumpf in mir, und ich lerne und lerne und stopfe mir den Kopf für das Examen voll. Meine Lehrer meinen, das wäre gerade das Rechte, der Mensch müsse erst ringen und mit sich kämpfen, ehe er zum wahren Glauben kommt. Aber die verstehen mich nicht. Ich mache das alles in Wirklichkeit nicht durch, um ein guter Theologe zu werden, sondern nur, weil ich Vater nicht betrüben und schließlich doch nicht als Heuchler leben will. So steht es mit mir. Und Du bist die einzige, nach der ich mich sehne. Weil Du ein gleiches Schicksal hast wie ich. Dich haben sie auch gezwungen, das aufzugeben, was Du als Deinen Lebenszweck ansahst. Dir haben sie sogar die Liebe getötet."

„Ja, Vaters Hand lag schwer auf mir in der Zeit."

„Du hast auch nicht die Kraft gehabt, Dich davon loszureißen. Das ist hier eine Luft im Hause, die benimmt einem das Eigne. Alles geht nur nach Vaters Willen, und weil wir ihn lieb haben, richten wir uns in allem nach ihm. Er kann sich auch gar nicht vorstellen, daß ein Menschenkind etwas anderes denkt und fühlt als er."

„Nein, das kann er nicht."

„Ja, Lotte, und wenn Du mir nun hülfest, wenn Du mit mir zu Vater kämst, und wir sagten es ihm, in aller Ruhe, daß es Sünde ist, wenn einer nicht recht glaubt und trotzdem Pastor wird."

„Ernst, ich tu das nicht, ich soll hier mit ihm leben, und seit den schrecklichen Auftritten, als ich für mich kämpfte und weinte, daß sie mich gehen lassen sollten, und wenn der Mensch, den ich liebte, ihnen noch so wenig gefiele, wenn er noch so wenig taugte, — seit der Zeit bin ich still. Ich mag nicht mehr. Du wirst auch ruhig werden, Du bist noch jung. Du sagst selbst, daß viele andere es sich leichter nehmen. Versuche das denn auch, sei wie Rudolf, der freut sich seines Daseins."

„Das kann ich nicht. Rudolf ist mir fremd, als wär' ich gar nicht mit ihm verwandt. Ich muß immer leiden, ich quäle mich, weil ich fühle, wie schwach ich bin. Das weiß ich auch genau: wenn ich mit Vater darüber spräche, würde er mich in seiner patriarchalischen Weise zurechtsetzen und mir sagen, wieviel es schon gekostet hat, und wie ich ihm doch nicht die Schande machen sollte. Siehst Du, Lotte, Vater gegenüber werd' ich nie erwachsen, da bleib' ich immer der kleine Junge, der alles lange nicht so gut weiß. Vater setzt seinen Stolz darin, einen Sohn als Pastor zu haben, weil er selbst gern Pastor geworden wäre. Und nun hilft es mir gar nichts, ich steig' aus Liebe zu ihm auf die Kanzel und rede, was ich selbst nicht für wahr halte."

„Aber kannst Du Dich nicht so weit bringen, daß Du glaubst?"

„Lotte, ich bin nicht stolz, ich sage mir, daß ich mit meinem bißchen Vernunft lange nicht alles durch-

bringen kann, und wenn ich mich in Christus vertiefe, dann steh' ich klein da und frage mich: was willst du denn? Nimm das, wie es dir geboten wird; sei froh, daß alle die großen Männer vor dir für dich gearbeitet haben und dir weiter nichts zu tun übrig bleibt, als dich an ihre Lehre anzuschließen. Ich habe ja zu viel Ehrfurcht und nicht einmal so viel Mut, mir selbst meine Meinung zu bilden. Aber doch, bei allem, es bleibt immer noch ein Rest in mir, da ist immer noch ein Stück Weges, wo sich etwas in mir aufbäumt, daß ich mir sagen muß: da geh' ich nicht mit! Und deshalb seh' ich etwas Unwahres in mir, und davor fürchte ich mich. Das kann mir das ganze Leben vergällen. Wenn es über mich kommt, dann bin ich Vater böse, mag er es noch so gut meinen. Ich hab' ihm ja im Anfang angedeutet, wie es um mich steht. Aber Du hast recht, wenn man das versucht hat, dann schweigt man nachher lieber still. Er versteht uns einfach nicht. Aber ich wollte lieber Syrupskrämer sein und mit Meier tauschen. Da brauchte ich nicht immer an mir zu arbeiten. Ich habe keine Lust zu dieser Arbeit, denn sie ist nutzlos. Furchtbar nutzlos."

Das kam bitter und gepreßt heraus. Charlotte legte ihren Arm auf des Bruders Schulter.

„Sei stille, mein Junge, vielleicht kommt noch eine Zeit, wo Du sagst, daß alles gut war."

„Ich glaub' es nicht. Sagst Du das denn bei Dir?"

„Das ist wohl nicht miteinander zu vergleichen.“

Sie ließ ihn los, als wolle sie ihm ausweichen, aber er rief:

„Siehst Du, Du fühlst genau dasselbe wie ich.“

„Nach Jahren hab' ich wohl alles vergessen,“ erwiderte sie, wandte sich von ihm ab und ordnete an ihren Büchern. Er sah ihr zu:

„Lotte, ich will Dir etwas sagen: Vater ist gut, aber wir beide müßten eigentlich nicht seine Kinder sein.“

„Laß uns versuchen, ihm recht dankbar zu sein, mein Ernst,“ sagte Charlotte einfach. „Das ist auch ein Glück, und vielleicht das beste im Leben.“

Ernst verließ sie. Charlotte saß, die Hände im Schoße, und blickte hinaus. Wie weit das da draußen war. Leere Felder bis zum Horizont, und das Meer bis an die grauen Wolken. Es schien ihr, als hätte sie Fesseln um und könnte nicht fort. Das bedrückte sie, aber noch schmerzlicher empfand sie es in dieser Stunde, daß sie auch nicht einmal den richtigen Sehnsuchtsmut hatte, der aus den engen spitzen Giebelhäusern in die blanke Ferne führt.

* * *

Ernst reiste seiner Arbeiten wegen früh nach Kiel zurück. Rudolf blieb ein paar Tage länger, denn in Roggenstedt war ein Abiturient, den mußte er erst für seine Verbindung keilen. Als ihm das ge-

glückt war, nahm er ihn gleich mit, damit er nicht in falsche Hände käme.

Bei seiner Abfahrt war auch sein Freund, der Gutsbesitzer von der Heide, auf dem Bahnhof, und Vater Mahnke schmunzelte, wie die beiden und der Mulus noch einen schneidigen Abschiedsschnaps pfiffen. Sein Rudolf war ein rechter Bursch! Kein Kopfhänger wie Ernst, den er gern frischer gesehen hätte, obschon er Theologe war. Von der Heide begleitete Mahnke und Charlotten auf dem Heimwege. Sie kannten einander, denn der Gutsbesitzer kaufte dann und wann im Laden. Er rühmte Rudolf:

„Famos kann er schießen."

„So," sagte der Alte geschmeichelt.

Das konnte sein Rudolf also auch! Der Alte wurde durch das Lob gesprächiger, und sie kamen auf die Landwirtschaft.

„Wie steht es jetzt draußen?"

„Läßt gut an," antwortete von der Heide, „Aber was kann man jetzt schon sagen? Vergangenes Jahr hab' ich viel zugebuttert. Der ganze Weizen ging in die Binsen. Das ist was Schändliches!"

„Ja," meinte der Alte und nickte, „wenn kein Segen darauf ist, denn ist die Landwirtschaft ein schwerer Beruf."

„Ja, aber wenn es mal ein Jahr recht flutscht, macht es auch Spaß," sagte von der Heide und schlug mit seinem Stock auf den Stein, daß kleine Funken sprühten.

Die kräftige Bewegung erfreute Charlotten, und sie sagte:

„Ich denke mir das Landleben herrlich.“

„Ist es auch,“ erwiderte der Gutsbesitzer in seiner sicheren Art. „Ich möchte nichts anderes sein, als Bauer. Mein Vater wollte, daß ich Ingenieur werden sollte, aber das tat ich einfach nicht. Was konnte er da machen? Bloß, wie gesagt, man muß 'n bißchen Geld in der Hinterhand haben, daß es auf ein paar Tausend weniger nicht ankommt.“

„Ihren Vater selig hab' ich gut gekannt,“ sagte Mahnke, „der kam viel bei mir.“

„Mein Alter hat viele Sorgen gehabt. Es sollte alles noch nach der alten Weise gehen.“

„Die war auch nicht schlecht,“ bemerkte Mahnke.

„Ja, für damalige Zeit wohl, aber heutzutage müssen wir uns mehr nach der Industrie richten, die versteht es hochzukommen, und wenn wir nicht ganz in die Ecke geschoben werden wollen, heißt es auch, die Sache als Großbetrieb anzufassen.“

„Dann geht aber das Schönste vom Lande,“ meinte Mahnke.

„Bringt aber Geld,“ entgegnete von der Heide keck. —

Das Selbstbewußtsein, mit der von der Heide auftrat, war für Charlotten etwas Neues. Sie sah und hörte eigentlich nur Leute, die ihrem Vater immer recht gaben und das Alte hochhielten. Sie bekam auch Mut, hob den Kopf und sagte:

„Ja, nach der neuen Zeit muß man sich richten."

Mahnke sah seine Tochter erstaunt an. Von der neuen Zeit sprach sie sonst nie. Er dämpfte sie gleich:

„Ach Kind, was weißt Du von der neuen Zeit? Die ist lange nicht so gut wie die alte. Da kommt ein fremdes Wesen hinein, und die Menschen sind doch nicht glücklicher als früher."

„Glaub' ich doch, Vater," sagte Charlotte kühn und blickte von der Heide an, als erwartete sie von ihm, daß er ihr half. Das tat er auch.

„Glücklicher?" fing er wieder an, „das wohl nicht. Wer aber nicht mitgeht und nicht seine Ellenbogen gebraucht, wozu sie gut sind, der wird eben untergeackert."

Mahnke war es immer unbequem, wenn ihm jemand widersprach, und so war er froh, als sie beim Hause anlangten. Sie trennten sich, und Charlotte gab von der Heide einen festeren Händedruck, als sie zu geben gewohnt war. Ueber ihre leichtbewegliche Seele war eine kleine Brise gehuscht. Nun kräuselte sich der Spiegel, und kleine Wellen tupften ans Ufer. Schillernde Tröpflein sprangen von ihnen auf.

„Ist das nicht ein tüchtiger Mensch?" fragte sie ihren Vater.

„Ich weiß nicht," antwortete der etwas verdrießlich. „Aber ich glaube, er hat so neumodische Ansichten und er sitzt auch oft in Stadt Kiel zu spielen. Das ist nichts für uns, mein Kind, das ist

eine andere Menschensorte. Davon muß man sich nicht blenden lassen."

Als Charlotte ins Wohnzimmer trat, war die Brise verflogen und der Spiegel lag wieder ganz ruhig. Nur die Stellen am Ufer, wo die kleinen Wellen dagegen getanzt hatten, blinkten noch feucht.

* * *

Die Gespräche mit Ernst und die frischen Worte, die sie von dem jungen Gutsbesitzer gehört hatte, bewirkten indessen doch, daß Charlotte in der nächsten Zeit ein wenig auffässig gegen ihren Vater war und den Anflug eines eigenen Willens zeigte. Rudolfs Wesen konnte sie dazu nicht aufmuntern, der tat äußerlich immer, was der Vater wollte und wußte ihn durch Redensarten zu seinen Gunsten zu bestechen. Charlotte empfand etwas Unehrliches in der Weise, wie Rudolf auftrat; da war der bedenkliche, stets im Grübeln befangene Ernst ihr lieber. Ernst mochte des Vaters Charakter geerbt haben: deshalb stimmte es zwischen den beiden auch nicht recht, und sie verkehrten nicht eigentlich freundlich miteinander. Aber Ernstens Ringen achtete Charlotte und der Zwang, worin er lebte und weiterleben sollte, erschien ihr als eine Ungerechtigkeit.

Ja, wenn er einfach und geradezu gewesen wäre, wie von der Heide. Der hatte gegen den Willen seines Vaters gehandelt und war geworden, was er

wollte. Wie es freilich jemand übers Herz bringen konnte, den Willen seines Vaters zu mißachten, begriff sie nicht. Die haben sich nicht so lieb, wie wir und Vater, dachte sie. Aber ein kleines Streben nach Selbständigkeit war in diesen Wochen trotzdem in ihr. Es handelte sich dabei nur um Geringfügiges, das der alte Mahnke fast gar nicht bemerkte.

„Die Wagschale wollen wir von der Diele heute nach dem Schuppen bringen, Meier," sagte sie. „Man reißt sich das Kleid daran entzwei."

„Aber, Fräulein," entgegnete Meier zaghaft, „da müssen wir wohl erst den Herrn fragen."

„O, das tu' ich schon, bringen Sie sie nur erst weg."

Meier tat schweren Herzens, was ihm geheißen war. Mahnke sah die leere Stelle, und Charlotte erklärte ihm gleich:

„Sie wird hier doch nicht gebraucht."

„Ja," meinte Mahnke, „sie hat sonst immer da gestanden."

„So ist der Gang viel breiter, Vater."

„Wir sind früher auch durchgekommen," brummte der Alte, ließ sich aber die Aenderung gefallen.

Dann kam Charlotte zu ihm:

„Vater, wollen wir uns nicht eine neue Laube im Garten bauen lassen? Unsere ist alt und morsch. Der Schimmel frißt am Holz."

„Wozu denn? Die hat doch schon lange gehalten. Sie kann ja mal abgewaschen werden.“

„Das hab' ich schon getan, aber das nützt nichts. Eine nette kleine Laube müßte es sein, wo man auch den Durchblick auf die anderen Gärten hat. Mutter hat sie sich schon immer gewünscht.“

Der Alte war es nicht gewohnt, daß Charlotte mit solchen Vorschlägen an ihn herantrat, und so dauerte es wohl eine Woche, bis er auf ihr leises Zureden seine Einwilligung gab.

Charlotte freute sich, daß sie etwas durchgesetzt hatte. Sie kam sich schon groß vor gegen früher, wo sie kaum gewagt hatte, eine Bitte auszusprechen, denn alles mußte vom Vater kommen, er wußte alles am besten. Diese kleinen Erfolge, so gering sie waren, gaben ihr Spannkraft, und sie kümmerte sich mehr um das Haus als in den letzten Monaten, zugleich aber überbürdete sie sich und fühlte gut, daß sie auf die Dauer nur eines sein konnte: entweder Lehrerin oder die Wirtschaftsführerin daheim.

Das sagte sie August Schlegel.

„Du hast ganz recht, mein Kind, so geht es nicht. Wir müssen ein ernstes Wort mit Deinem Vater reden.“

Als die beiden alten Freunde einmal ihren gemeinsamen Spaziergang um die Stadt machten, fing August Schlegel an:

„Wie steht es mit Elise Struck?“

„Schlecht. Die hat zuviel zum Sterben und zu wenig zum Leben."

„Ja, das kommt davon, daß sie den Preußen geheiratet hat. Nun sitzt sie da mit ihrem kleinen Mischling und weiß nicht wohin."

„Sie hat alles Mögliche versucht, aber sie muß eben an ihr Kind denken. Davon will sie sich nicht trennen. Nun meint sie, sie will nach Kiel ziehen und eine große Wohnung nehmen und vermieten."

„An Maaten natürlich. In Kiel gibt es nichts als Maaten; Woldemar, nicht ein Glas Bier kannst Du da trinken, ohne Dich an eine blaue Jacke zu scheuern. Nee, Woldemar, wenn wir unsern Herzog behalten hätten, wär' Kiel nicht so weit heruntergekommen. Da gäb's da auch noch andere Menschen."

„Ja, die Leute freuen sich aber doch, daß Kiel Kriegshafen ist."

„Hätte es auch so werden können. Wenn wir uns eine nette kleine schleswig-holsteinische Flotte gebaut hätten, wär' all der andere Kram nicht nötig gewesen. Das kommt alles von Bismarck. Der hat diese Maaten in die Welt gesetzt. Was ein richtiger Schleswig-Holsteiner ist, der kann es da überhaupt nicht mehr aushalten."

„Aber, August, die Flotte ist doch für ganz Deutschland."

„Laß Dir nichts vormachen. Die Preußen tun nur so. Die lassen sich ihre Schiffe von den anderen Staaten bezahlen, und wenn es nachher wieder etwas

einzuheimsen gibt, denn ziehn sie damit los. So ist es. Ja, also, Elise Struck will vermieten. Und was denn?"

„Nun, August, davon will sie dann leben."

„Weißt Du, das ist ein schlechtes Dasein, so das Zimmervermieten," fuhr August Schlegel fort. „Davon kann sie keine Seide spinnen. Sie kommt aus dem Abzahlen für die Einrichtung gar nicht heraus. Ich dachte mir immer, sie sollte eine Stelle in einem Hause finden, vielleicht auf dem Lande, könnte ja auch in der Stadt sein, dazu paßt sie wohl noch besser."

„Gewiß, das wäre schöner für sie."

August Schlegel blieb stehen und führte den entscheidenden Schlag:

„Kannst Du sie nicht brauchen, Woldemar?"

Er hatte darauf gerechnet, daß Mahnke sehr überrascht sein würde, aber das war nicht der Fall. Mahnke sah ihm ruhig ins Gesicht und sagte:

„Daran hab' ich auch schon gedacht. Und ich weiß nur nicht, wie Charlotte sich zu ihr stellen wird."

„O, das soll sich wohl machen!" rief August Schlegel erfreut und war doch ärgerlich, daß er nun seine diplomatischen Künste nicht so spielen lassen konnte, wie er es sich vorgenommen hatte. Wenn so etwas leicht geht, hat man nicht das rechte Vergnügen daran. Aber die Freude überwog.

„Ja, Charlotte. Es ist ganz notwendig, daß sie Hilfe bekommt, Woldemar. Niemand kann zween

Herrn dienen, und das will ich Dir sagen: es sieht alles propper und rein bei Dir aus, aber die Frau fehlt doch. Charlotte arbeitet sich ab."

„So? Sie ist immer munter."

„Gegen Dich. Sie will es nicht merken lassen."

„Das würde ich doch merken."

„Na, Woldemar, Du kennst es nicht anders, als daß alles nach Dir geht."

„Gehört sich auch."

„In einer Art hast Du ja recht, aber in der andern Art mein ich: Charlotte hat sich Dir zu Liebe übernommen, und wenn Du Elise Struck als Haushälterin einsetzest, tust Du ein wahres Gotteswerk."

„Ueberlegen kann ich es mir."

„Nicht so lange, Woldemar. Du hilfst Dir, hilfst Lotte und Du hilfst Elise, daß die doch mit ihrem kleinen Mischling nicht die Kieler Maaten zu ernähren braucht. Tu es nur. Setz' Dich hin und schreib' ihr einen schönen Brief, und dann kommt sie und es wird ein Leben, wie in dulci jubilo. Aber das will ich Dir sagen: nimm Dich in acht, daß Du sie nicht heiratest."

„Das hat wohl keine Not mehr für mich."

„Not hat es immer. Wenn Du erst durch meine Schule von neun Haushälterinnen gegangen bist, Frauen und Jungfrauen, Witwen und Waisen, alle wie sie da sind, kriegst Du eine Ahnung, wie man sich wehren muß. Darin bist Du ja noch ungeübt. Aber ich steh' Dir bei."

„Ich glaube nicht, daß Elise je an so etwas denken wird."

„Woldemar, ich sage Dir, eine Haushälterin ohne Heiratsgedanken, da muß der liebe Gott sich noch erst extra einen Lehmklumpen für aussuchen, und dann glückt sie ihm doch nicht. So," sagte er dann, als sie wieder an ihrem Ausgangspunkt, dem Lübecker Tore, angelangt waren, „nun sind wir rund ums Leib, jetzt muß ich zu Gewerbeverein nach dem Kieler Hof. Grüß Lotte vielmals."

Er schwenkte ab und traf nach einer halben Minute schon wieder einen Bekannten, mit dem er über städtische und private Angelegenheiten zu sprechen hatte. —

Mahnke sagte daheim zu Charlotten:

„Dir wäre das recht mit Elise?"

„Ja, Vater," antwortete sie, „ich kann manchmal nicht mehr."

„Warum hast Du mir das nicht längst gesagt?"

„Ach, was soll man davon sprechen? Ich weiß, wie ungern Du eine Fremde hereinnimmst."

„Ja, wenn ich an Mutter denk'. Aber Elise ist nicht fremd. Ich will an sie schreiben." —

Es dauerte drei Wochen, da machte Meier aus seiner Ladentür heraus einen tiefen Diener, denn eine schwarzgekleidete Dame ging an ihm vorbei. Die hatte ein Kind auf dem Arm.

„Komm hier herauf, Elise," sagte Charlotte.

„Ja," sagte die Dame, und das tönte voll und tief durch den Flur.

Meier sah ihr nach. Wie fest sie dahinschritt. Ob die sich wohl für Freimarken interessierte? Sie sah anders aus als seine bisherigen Hausgenossen, bei denen er für seine Liebhaberei kein rechtes Verständnis gefunden hatte.

„So, mein kleines Baby, nun sind wir zu Hause," hörte er sie noch auf der Treppe sagen. Die Stimme klang ihm so lieb, so seltsam, wie Gesang. Man sprach meist nur halblaut hier. Meier war überzeugt, daß es etwas Besonderes um diese Dame sei.

Also bewundert hielt Elise Struck mit dem kleinen Mischling ihren Einzug in das Mahnkesche Haus.

* * *

Woran es im Grunde lag, das machte sich niemand klar, aber alle fühlten, daß mit Elisen Struck eine gewisse Straffheit in das Haus eingezogen war, die man früher nicht darin kannte. So breit gemütlich wie ehedem war es nicht. Ordnung war freilich immer hier gewesen, denn es gab keinen im Hause, dem sie nicht natürlich war; jetzt aber ging alles einen rascheren, bestimmteren Gang. Ruhig blieb trotzdem alles nach wie vor, aber es war eine andere Art von Ruhe. Vormals war sie wie die Stille

am Abend, jetzt glich sie dem klaren Morgen, den die ersten Menschen durchschreiten, um zu ihrer Arbeit zu kommen.

Elisens feine, in das einfache, schwarze Gewand geschlossene Gestalt ging tätig durch den Flur und die Stuben. Sie wandte die weiße, gerade Stirn immer genau dem Gegenstande zu, über den sie nachdachte, krauste sie ein wenig, wobei sie auch den vollen Mund etwas zusammenpreßte, und dann streckte sie leicht die Hand aus:

„So wird das gemacht."

Es gab nun keinen Zweifel und kein Fragen mehr. Das war ganz anders, als man es hier gewohnt war. Denn selbst der Alte, mochte er an sich auch wortkarg sein, liebte es, eine Sache nach allen Seiten zu betrachten und zu besprechen und hierauf erst seine Entscheidung zu fällen.

Meta, die wackere Magd, war mit dem neuen Zustand nicht zufrieden. Sie fühlte sich in ihrer Stellung herabgedrückt.

„Ick heff all min Dag so kaakt, as denn Herrn dat smeckt, un nu kummt so een un will dat allens beter weten."

Das Gefühl ihrer eigenen Vortrefflichkeit war verletzt, und wie es denn so geht, trotz all ihrer Gutmütigkeit dachte sie doch an Vergeltung.

„Denn heirat ick eenfach Discher Stoltenbarg. De tööft all föß Johr up mi."

Hätte sie aber Meier gegenüber diesen Rache-

gedanken ausgesprochen, dann war ihr Zorn auch für eine Weile verraucht, sie hätte es doch nicht übers Herz gebracht, ihrem Herrn den Dienst aufzukünden. So litt sie nach Art großer Seelen schweigend weiter und ließ sich vorschreiben, was und wie sie kochen sollte.

In Meier fand sie für ihre Abneigung gegen die neue Zeit keine Stütze. Meier war entflammt und tat mit einer wahren Begeisterung alles, was er Elisen an den Augen absehen konnte. Er hatte eine grenzenlose Verehrung für ihr sicheres Wesen, und wenn sie zu ihm sprach, horchte er immer lächelnd, so wohl tat ihm ihre Stimme, selbst wenn er Schelte bekam.

Er hatte bisher nur für seine Freimarken geschwärmt, und es war gewiß aller Ehren wert für ihn als einfachen jungen Mann, daß er seine Sammlung schon bis auf zweitausend vierhundert und sechzehn gebracht hatte, aber nun trat da etwas in sein Leben, das war schier überirdisch. Und Elise Struck wurde für ihn die Offenbarung des Weibes. Bei Charlotten war er so nebenher gegangen, ihre Freundlichkeit hatte er mit höflichen Verbeugungen erwidert, aber Elise, die ihr braunes Haar ein wenig um die Schläfen wellen ließ, und deren Augen so glänzen konnten, war doch ganz, ganz anders. Elise war für sein junges Mannesherz heilig. Er trachtete danach, ihr alles recht zu machen. Noch nie sah der Laden so sauber aus, wie jetzt. Da lag auch kein

Körnchen Gries auf dem Ladentische. Noch nie hatten die Fässer mit den Erbsen und Bohnen so schnurgerade nebeneinander gestanden, noch nie hatte das Schaufenster so geradezu genial ersonnene Ausschmückungen erfahren.

Meier wußte, daß Rot die Farbe der Liebe sei, und deshalb drückte er seine Anbetung zu Elisen dadurch aus, daß er das ganze Schaufensterbrett mit roter Gelatine belegte, von der sich die übrigen schönen Sachen in prachtvoller Wirkung abhoben, so daß die Koggenstedter sagten:

„Es lohnt sich, eigens die Papenstraße längs zu gehen und sich das anzusehen, wie Mahnke sein Schaufenster dekoriert ist. Das haben sie in Hamburg und in Lübeck nicht großartiger."

Aber Meiers Empfindungen wurden noch mehr bereichert.

Er fühlte sich Vater, und deshalb wurde er Kindermädchen.

Elisen konnte er nur stumm dienen, aber um doch, wie es seiner Mannesnatur entsprach, auch etwas zu tun, wovon sie Nutzen hatte, häufte er alle seine Zärtlichkeit auf den kleinen Mischling, der überall herumkroch und mit den Händchen alles zu erhaschen suchte, was den neugierigen Äuglein begehrenswert erschien.

Eine Kiste grub der gute Meier im Garten ein, daß ihre Ränder nur eben herausſahen, und darin schüttete er schönen gelben Sand und setzte die kleine

Trudel hin und freute sich, wenn sie recht herumpatschte.

Er brachte ihr Zweige und Blumen und machte ihr einen Garten auf ihrem Sandberg, und wenn das Kind jauchzte, lachte er aus voller Seele und scherzte: „Guk, guk!“

Er fuhr sie in dem kleinen Wagen herum und wieherte wie ein mutiges Pferd, oder er kam mit einer Hand voll Bonbons und fragte Elisen: „Darf sie wohl?“

Und wenn Elise nickte, war er glücklich und stopfte der Kleinen das Süße ins Mäulchen.

Wenn er ein Bildchen fand, brachte er es Trudel, und er tat sogar sein Größtes: er ließ sie in seinem sorgsam behüteten Freimarken-Album blättern und behauptete steif und fest, sie wüßte ganz genau, welches die deutschen wären, denn Trudel sagte bei dem Blatt immer: „Da! Da!“

Er rühmte das Kind vor der Mutter, und sie hatte ihre Freude und lächelte wehmütig. Dies Lächeln aber erschien Meier verklärt.

Ja, die kleine Trudel hatte es gut. Auch der alte Mahnke gewann sie lieb und machte Hoppe-Hoppe-Reiter mit ihr. Und August Schlegel kam selten, ohne für den Mischling ein Stückchen Spielzeug aus dem „Billigen Laden“ in der Kieler Straße mitzubringen.

Am fremdesten stand ihr noch Charlotte gegenüber. Sie war es gewohnt, mit größeren Kindern

zu verkehren und wußte mit dem Dummchen nicht recht etwas anzufangen. Ihr wurde es überhaupt schwerer, als sie gedacht hatte, sich in das Neue hineinzufinden. Sie kam sich neben Elisen unbeholfen vor. Sie fand sich schlecht und geschmacklos angezogen. Sie sah, daß der Tisch jetzt sorgfältiger gedeckt wurde, daß das Tischtuch weißer und die Messer und Gabeln blänker waren, und so ein ganz kleiner Neid gegen Elisen stieg in ihr auf.

Sie bedachte nicht, daß Elise ja ihre ganze Zeit dem Hauswesen widmete, während sie selbst doch ihre Schule hatte und beim besten Willen nicht alles genau überlegen, nicht alles durchsehen und anordnen konnte. Dieses neidische Gefühl bewirkte, daß sie sich in der ersten Zeit von Elisen zurückhielt und förmlich gegen sie war. Gleichzeitig bemühte sie sich aber, ihr Äußeres schmucker zu machen. Wenn sie aus der Schule kam, zog sie sich erst um und machte sich das Haar zurecht, und wenn sie vor dem Spiegel stand und sich prüfte, hatte sie Wohlgefallen und meinte, sie sähe jetzt jünger aus, wenigstens eben so jung wie Elise.

Immer mußte sie an Elisen denken und sich mit ihr vergleichen, und ohne es zu wollen, bildete sie sich nach ihr um. Sie versuchte, auch so laut, so einfach zu sprechen, wie die neue Haushälterin, aber das klang ihr dann scharf. Sie gab Meier und Meta Aufträge, in derselben bestimmten Art, wie Elise, aber das kam ihr dann hart vor.

Nach solchen Versuchen verfiel sie daher wieder in die alte, schläfrige Weise, zugleich aber erhöhte sich in ihr das Neidgefühl, weil Elise mehr konnte als sie, und sie geriet dann wohl ins Gegenteil von dem Bestreben, das sie vorher gehabt hatte: sie kam absichtlich im Schulanzug zu Tisch und redete absichtlich ein Langes und ein Breites über Dinge, die Elise mit wenig Worten erledigte. Ja, sie konnte sogar Elisen ihre Zurückhaltung merken lassen. Das tat ihr freilich auch sofort wieder leid, und sie machte durch Gefälligkeit gut, was sie verfehlt hatte, schalt sich häßlich und nahm sich Elisen von neuem zum Muster.

So schwankte sie hin und her. Elise aber blieb sich immer gleich, blieb immer dieselbe feine Frau, die ihre Wirksamkeit nicht als ein Recht, sondern als eine Pflicht auffaßte. Gegen den alten Mahnke war sie bescheiden, sie zeigte keine große Dankbarkeit dafür, daß er sie aufgenommen hatte, denn sie fühlte, daß sie ihr Teil leistete, aber sie drückte ihm bisweilen die Hand, und das verstand der Alte wohl und klopfte sie leise auf die Schulter. Der frische Zug, der im Hauswesen waltete, behagte ihm. Es fanden ja keine Umwälzungen statt, es geschah nichts, was er nicht im letzten Grunde bestimmte, aber es ging schneller vorwärts, es wurde mehr vor sich gebracht, als früher. Alle waren in besserer Bewegung.

Die erhöhte Tätigkeit reizte auch Charlotten, mit verdoppeltem Eifer mitzuarbeiten, sobald es ihre Zeit gestattete, und Elise ließ sie ruhig gewähren;

aber Charlotte fand nichts Rechtes mehr zu tun und mußte sich unwillkürlich Elisen unterordnen, denn die hatte den Überblick über das Nötige und schon alles mit Vater durchgesprochen.

Da wurde denn wohl neben dem Neid auch noch eine kleine Eifersucht in Charlotten wach, und sie hatte Stunden, in denen sie meinen wollte, daß Elise sie vom Vater verdränge. Aber die leidigen kleinen, bösen Geister, die sich in ihrer Brust tummelten, wurden bald wieder müde, denn Charlotte sah ein, daß Elise keinen Schritt weiter ging, als die Arbeit erforderte, die sie übernommen hatte, und Vater war aufgeräumter und freundlicher denn je.

Da endlich fand Charlotte ihre richtige Stellung zu Elisen. Sie ließ sie schalten und walten und gab ihre eigene ganze Kraft ihrem Berufe. Nun war sie nicht mehr überlastet, nun wurde sie munterer, freute sich, daß sie volle Wangen erhielt, empfand es als hübsch, sich zu schmücken, und wurde Elisen dankbar, denn durch sie hatte sie die Zeit zu manchem, woran sie vordem nicht denken durfte.

Also wandelte sich alles in Freundschaft. Charlotte suchte Elisen, und Elise war bereit zu ihr. Die beiden Frauen schlossen sich aneinander an.

Es kam so weit, daß sie in einer Dämmerstunde oben auf Charlottens Stube von dem Schicksal redeten, das Elise durchgemacht hatte und woran sonst geflissentlich niemand im Hause rührte.

„Seine Eltern wollten nicht, daß er mich hei-

ratete," sagte Elise. „Ich war ein bitterarmes Mädchen und sogar in Stellung gewesen. Das schien ihnen schrecklich. Aber er ließ nicht los von mir."

„Gegen den Willen seiner Eltern?"

„Gewiß."

„Und Du hattest auch den Mut dazu?"

„Sicherlich. Warum nicht? Ich war ja sein Glück. Und wie bin ich es ihm gewesen!" setzte Elise sinnend hinzu und senkte den Kopf in der Erinnerung. „So reich war ich für ihn, und kämpfen konnte ich mit ihm. Denn wir haben ehrlich kämpfen müssen."

„Es ging Euch nicht gut?"

„Wir waren glücklich. Er hatte seine großen Pläne und hätte sie auch durchgesetzt, aber plötzlich kam die Krankheit, und von der sollte er nicht wieder aufstehen, so viel ich um ihn gerungen habe."

Sie hatte Tränen in den Augen. Charlotte umarmte sie schwesterlich.

„Leiden hat er nicht viel müssen," fuhr Elise fort, „er dachte immer, er könne morgen wieder arbeiten. Aber ich wußte zuletzt, wie es um ihn stand. Und siehst Du, das zu wissen, und dann die Hoffnung in ihm aufrecht erhalten zu müssen, das war das schwerste für mich. Zuletzt merkte er wohl, wie es um ihn stand, und fragte nach der Wahrheit. Da hab' ich sie ihm gesagt."

„Das konntest Du?"

„Die Lüge bedrückte mich schon lange. So innig lieb ich ihn hatte: daß ich ihm etwas vortäuschte, war mir schrecklich. Denn ich hab' an ihm gelernt, was Wahrheit und Gradheit ist. Und da wurde er ganz ruhig, und ich saß an seinem Bett, Trudel im Arm, und er hat mir viel Liebes gesagt. So unendlich viel Liebes, daß ich erfüllt davon bin für mein ganzes Leben. Wie stille er starb. Ich war bei ihm, und unsere Trudel schlief. Dann mußte ich die Wiege an sein Bett bringen, und er lauschte auf die kleinen Atemzüge und lächelte mir zu. Dabei ist er selbst eingeschlafen. Er war ein ganzer, tüchtiger Mann."

„Aber Du hast doch die ganzen Jahre hindurch nur Sorge und Krankheit kennen gelernt."

„Mein Kind, Sorge und Krankheit fühlt man kaum, wenn man einander liebt. Ja, wir sahen auch aus nach einer besseren Zeit, und er hat seine Eltern gebeten, ihm zu helfen, aber die hielten ihn für einen Phantasten. Und weil er ihnen bei der Heirat nicht zu willen gewesen war, waren sie hart gegen ihn. Jetzt tut es ihnen leid, sie haben mir allerhand angeboten, aber ich konnte nichts von ihnen nehmen."

„Hierher bist Du gern gekommen?"

„Ja, Charlotte. Deine Mutter hat mir Liebes bewiesen, und ich kann mich Deinem Vater dafür dankbar zeigen. Und wo will ich besser sein, als in dieser Ruhe?"

„Aber es wird Dir vielleicht zu eng.“

Elise schüttelte den Kopf:

„Das glaube ich nicht. Ich will sehen, daß ich mir hier ein Heim schaffe. Ich lebe nur für Trudel, und die hat es gut hier. Freilich, hätte ich das Kind nicht . . .“

„Was dann, Elise?“

„Ach, weißt Du, Charlotte, es sind nur Träume. Aber ich möchte manchmal in weite Ferne.“

„Siehst Du, es ist Dir jetzt schon zu eng.“

„Nein, laß nur. Man darf keinen Träumen nachhängen, das schwächt. Ich will an ihn denken, dann bin ich stark.“

„Du bist stärker als wir alle.“

„Wie das?“

„Es liegt in der Art. Wir treten nicht so auf, wir sind nicht so frei.“

„Du meinst Deinem Vater gegenüber?“

„Ja, auch das.“

„Da hast Du recht. Ihr kennt keinen eigenen Willen. Ihr habt einander lieb und doch nicht lieb genug, um Euch auch einmal Schmerzen zu bereiten.“

„Nein, Vater möchte ich keinen Schmerz bereiten.“

„Darum hast Du damals auch entsagt?“

„Ja. War das nicht richtig?“

„Nein, mein Kind, richtig war das wahrhaftig nicht.“

„Es ging nicht anders."

„O, es wäre gegangen. Wenn ich Dich ansehe, Charlotte, Dir fehlt etwas. Glücklich bist Du nicht."

„Nein, aber ich glaube, ich sehne mich auch gar nicht nach Glück. Ich tu' meine Schularbeit und will, daß Vater es hat, wie er es braucht. Das hat er ja nun durch Dich."

„Meinst Du aber nicht, daß es doch noch mehr für Dich auf Erden geben kann? Du bist nicht alt, Charlotte."

„Ach, bald dreißig."

„Mein Kind, was sagen die Jahre bei uns Frauen? Es gibt welche, die sind mit 22 Jahren Matronen, und andere, die altern überhaupt nicht, wenn sie lieben. Wenn sie es wagen zu lieben. Aber ihr wagt nichts. Ihr lebt immer bloß für Euern Vater. Du und auch wohl Dein Bruder Ernst. Deshalb seid Ihr genau so alt wie er und bleibt doch kleine Kinder."

„Vater ist so gut."

„Das ist Dein drittes Wort, Charlotte. Gewiß ist Dein Vater gut, an sich, Dein Vater ist milde, aber auch so hart, wie ein Patriarch. Und die Patriarchen töten das Eigene in ihren Kindern."

„Du denkst ganz anders als ich."

„Ich habe die Freiheit gekostet. Ich habe sie mir stückweise mit errungen und trage den Schatz von Liebe in mir, den er mir geschenkt hat. Darum

denk' ich wohl scheinbar anders, aber im Innersten nicht, denn dieser Trieb nach Freiheit schlummert in uns allen. Wir gönnen es uns bloß nicht, ihn aufblühen zu lassen."

„Ich wüßte gar nicht, wie ich das tun sollte."

„Und ich will Dich nicht beunruhigen, Kind, ich will Dich nicht von Deinem Vater entfernen. Aber wenn jemals die Zeit kommen sollte, Charlotte, und ich wollte, sie käme noch für Dich, dann denk' an Dich selbst und nicht immer an Vater. Sei älter, als er Dich haben will, und jünger, als Du Dich selbst fühlst."

„So hat noch nie jemand zu mir gesprochen."

„Glaube, ich will nicht die Ehrfurcht in Dir töten, nur das Persönliche möchte ich in Dir aufrütteln, wie ich es meinem Kinde einpflanzen will, daß es einst seinen selbstgewählten Weg geht und nicht den, den ich für richtig halte. Ich weiß zwei Menschen, die so gehandelt haben, der Tod ist zwischen sie getreten, aber sie waren selig die kurze Zeit."

Elise neigte sich zu Charlotten und küßte sie innig. Charlotte atmete hoch unter diesem Kusse.

* * *

Mit solcherlei Gesprächen lernten die beiden einander immer besser kennen und schmiegten sich aneinander. In Charlotten zuckte nichts mehr von Neid und Eifersucht. Elise sagte viele Dinge, die

nicht mit dem übereinstimmten, was im Hause galt, und was Charlotte in der Schule zu lehren hatte. Aber Charlotte nahm es doch an, und wenn sie es auch bei sich behalten mußte und nicht danach leben konnte: sie fühlte sich reicher, weniger demütig.

Elise blieb immer, wer sie war. Niemand im Hause dachte daran, daß sie eigentlich als arme Verwandte aufgenommen worden sei. Selbst vor Mahnke war sie bei aller Willfährigkeit nicht die Empfangende, sondern die Spendende. Diesen Platz hatte sie sich von Anfang an errungen, und da sie ihn niemals mißbrauchte, verstand sich alles von selbst, wie sie es einrichtete.

Alle fühlten sich wohl dabei, sogar Meta lökte bald nicht mehr wider den Stachel und ließ ihren Tischler noch weitere Jahre um sie freien. Und der kleine Mischling, der immer kühnere Krabbelversuche machte, und vor dem keine Reis-, Erbsen- und Bohnentonne im Laden sicher war, brachte mit seinem Jauchzen eine Fröhlichkeit in das Haus, die alle ansteckte. —

Es geschah aber in diesem Sommer häufiger, daß Hermann von der Heide aus Feldbeck bei Mahnke vorfuhr, um Einkäufe zu machen. Er war mit Elisens Mann in Lübeck auf der Schule gewesen und sprach gern von ihm. Wenn die beiden auf der Diele plauderten, während Meier die Pakete im Wagen verstaute, ereignete es sich wohl, daß Char-

lotte hinzu kam. Hermann begrüßte sie mit seiner offenen, burschikosen Freundlichkeit.

„Na, wollen die kleinen Krabaten fix lernen, Fräulein?“ rief er.

Charlotte lachte.

„Nun, man hat seine Not.“

„Da empfehl' ich Ihnen kleine geschmeidige Ableger von den schönen Birken, die draußen an meiner Wiese wachsen,“ scherzte er, „die haben bei mir den Fleiß immer sehr befördert.“

„O, schlagen möchte ich nicht.“

„Ja, mit den jungen Damen, die Sie da haben, ist es eine andere Sache. Bei den alten Jungens hilft es sonst. Mein Schulmeister braucht jedes Jahr seinen kleinen Birkenwald und einen ganzen Haselzaun auf.“

„Das müssen dann riesig gescheite Leute werden.“

„Werden es auch. Passen Sie auf, die haben helle Augen im Kopf. Es ist auch die höchste Zeit, daß wir keine dummen Bauern mehr haben. — Fertig, Meier?“

„Alles in Ordnung, Herr von der Heide,“ antwortete Meier dienstfertig, und zog das Wagenlinnen über die Pakete.

„Denn man to, Krischan. Grüßen Sie Ihren Vater, Fräulein. Nächsten Sonnabend komm' ich wieder herein.“

Dann sagte Krischan: „Züh!“ Und der Braune zog an.

Es waren stets nur einige Worte, die Charlotte mit Hermann wechselte, aber sie blieben in ihr haften. Alles kam ungeniert, natürlich bei ihm heraus, und aus seinem braunen Gesicht blickten ein Paar treuherzige Augen. Die gefielen Charlotten, und deshalb trachtete sie auch danach, ihm zu gefallen.

Bei Tisch kam jetzt bisweilen die Rede auf den jungen Gutsbesitzer, aber der alte Mahnke hatte noch immer nichts für ihn übrig.

„Es soll gar nicht gut stehen auf Feldbeck. Er sitzt zu viel in den Wirtshäusern,“ sagte er.

„Ach, Vater, ob das nicht bloß Rederei ist?“ warf Charlotte ein.

„Das ist es nicht, mein Kind,“ entgegnete der Alte mit jenem bestimmten Ton, womit er seine Meinung als maßgebend hinstellte. „Wenn Rudolf wiederkommt, soll er nicht so viel da draußen verkehren. Das ist kein Umgang für ihn. Der geht auch nicht zur Kirche.“

„Das ist aber wohl kein Beweis, daß Herr von der Heide kein guter Mensch ist,“ fuhr Charlotte in ihrer Verteidigung fort. Sie wußte selbst nicht, woher sie den Mut dazu bekam.

„Mein Kind, wer erst Gottes Wort nicht mehr hört, der ist bald verloren,“ sagte Mahnke. „Ich kann mich wenigstens für solchen Menschen nicht erwärmen.“

Charlotte wollte weiter sprechen, aber Elise warf ihr einen Blick zu, der sie zur Vorsicht mahnte. Da schwieg sie. Innerlich aber stand sie Hermann bei. Elise hatte gar nichts gesagt.

Mahnke war Kaufmann genug, um den Gutsbesitzer, der nun ein regelmäßiger Kunde von ihm war, höflich zu behandeln, und da das Geld richtig einging, hatte er auch nicht zu klagen. Seine Abneigung wurde deshalb jedoch nicht geringer, und nur, wenn Hermann auf Rudolf zu sprechen kam und ihn lobte, konnte der Alte nicht anders, als ihm gern zuhören, wie entschlossen er immer war, Rudolf nicht mehr so häufig nach Feldbeck gehen zu lassen. Die kleinen Schmeicheleien taten ihm wohl. Ja, Rudolf war sein flotter Junge.

Hermann hatte anfänglich gar nicht die Absicht, sich bei Mahnke einzuschmeicheln. Er wußte nicht, was der Alte für eine Meinung von ihm hegte, und es war ihm auch gleichgültig. Er sprach nur gut von Rudolf, weil er lustige Stunden mit ihm verlebt hatte.

Als er freilich merkte, wie lieb solches Wort dem Vater Mahnke war, tat er ihm den Gefallen und erkundigte sich öfters nach dem jüngeren Sohne.

„Der schreibt immer vergnügte Postkarten, und in den großen Ferien ist er von einem Verbindungsbruder eingeladen, auf drei Wochen mit nach dem Harz zu kommen. Sie mögen ihn alle leiden."

„Soll wohl sein," sagte Hermann, „der weiß die Leute zu unterhalten, der wird noch mal was."

„Das wollen wir zu Gott hoffen," entgegnete der Alte stolz.

August Schlegel wußte über Hermann von der Heide nicht viel Schönes zu berichten.

„Sieh mal, er ist mein Logenbruder, und da kann ich weiter nichts sagen. Aber das ist gewiß: trinken mag er gern einen und einmal hat er einen Knecht verhauen, daß er beinahe ins Loch gekommen wär'. Na, das geht Dich ja nichts an, wenn er man tüchtig kauft."

„Habt ihr denn auch Trinker in der Loge?" fragte der alte Mahnke, der seinem Freunde eine kleine Niederlage bereiten wollte. „Zur Kirche kommen keine Trinker."

„Ja, siehst Du, in der einen Art hast Du ja recht, aber in der andern Art mein' ich: dafür kann die Loge auch nichts. Damals, als er sich meldete, waren wir uns nichts Schlechtes über ihn bewußt. Vielleicht läßt er es auch wieder. Ihm fehlt eine ordentliche Frau. Was soll ein junger Gutsbesitzer den lieben langen Abend anders anfangen, als sich einen steifen Grog brauen? Und wenn Du meinst, Woldemar, in die Kirche kämen keine, die ihren kleinen hinter die Binde gießen, so glaubst Du das wohl selbst nicht. Wie war es denn mit Sparkassenbuchhalter Mumm? Der war so fromm, daß er die Engel im Himmel singen hörte, und nachher starb er

am Delirium. Nein, Woldemar, sie reden jetzt viel von dem Alkohol, daß der schädlich sein soll, aber das kann ich Dir sagen: mit der Frömmigkeit hat er nichts zu tun. Die Pastoren mögen alle einen. Die sagen: in der Bibel steht: dem Traurigen gebt Wein, und denn fühlen sie sich schwach auf dem Magen und werden traurig und dürfen in Gottes Namen einen nehmen. Außerdem fühlen sie auch die moralische Verpflichtung, sachte zu picheln, weil Christus auf der Hochzeit zu Kana auch etwas getrunken hat. Solche Annehmlichkeiten machen sie ihrem Herrn und Heiland gerne nach, aber wenn man denn die andere Seite vom Brett besieht: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln" und so weiter, ja wohl, stopp! Da tun sie nicht mit und wollen viel lieber Gehaltserhöhung haben. So ist es. Nun muß ich hin, die neue Spritze wird probiert. Wenn es nur bald mal brennte, daß sich das schöne Kapital rentierte."

So war die Ansicht über Hermann von der Heide. Er tat nichts Böses, aber zu Zeiten war er ein wilder Gesell. Ihm selbst war es höchst einerlei, wie die Leute ihn ansahen, er fuhr oder ritt schlank nach Koggenstedt hinein und grüßte jeden Bekannten frisch und munter. Daß er zu Mahnke kam, um dort einzukaufen, lag an seiner Freundschaft mit Rudolf, und auch weil ihm schien, der Laden läge recht bequem an seinem Wege. Zudem unterhielt er sich gern mit den beiden Damen, und da er merkte, daß Charlotte sich freute, wenn er einen Spaß machte,

wandte er sich mehr und mehr an sie. Elise sah er mit dem Kinde auf dem Arm, da war sie ihm so wie so weit entrückt. Für Kinder und ihre Mütter hatte er nichts übrig.

Und ganz allmählich, während Elise stille zuschaute, wurde Hermann mit Charlotten bekannter. Ihre einfache Art, und daß sie sich von ihm Achtung einflößen ließ und ihm recht gab, zog ihn an, und sie wiederum hatte ein Wohlgefühl dabei, einmal mit einem anderen Manne als nur mit dem Vater daheim und den Lehrern in der Schule zu sprechen. Er brachte einen Erdgeruch mit ins Haus, den sog sie ein, und er dünkte sie gesund und stark. Das Kraftstrotzende in Hermanns Wesen benahm sie und gerade auch, weil ihr Vater ihm nicht günstig gesinnt war, und weil Elise einmal davon gesprochen hatte, man müsse sich selbst folgen, ließ sie sich gehen. Wenn Mittwoch oder Sonnabend war, eilte sie schnell nach Hause, denn sie wußte, um Mittag fuhr Hermann wieder ab.

Schmuck sah er aus und stramm ging er und hatte ein dröhnendes Lachen.

Charlotte sah und hörte ihn, und wenn er fort war, saß sie oben in ihrer Stube und es regte sich etwas in ihr, das sie lange, lange nicht gefühlt, dessen sie sich kaum noch für fähig gehalten hatte. Oft, wenn sie Elisens Blick traf, errötete sie, aber die lächelte nur und sagte:

„Du wirst immer jünger. Wie Dir das steht.“

Für solch ein Wort war Charlotte der Freundin dankbar. Elise sagte nichts über Hermann, nur eines Abends meinte sie:

„Er braucht eine feste Hand, sonst wird seine Frau unglücklich."

Das genügte, damit Charlotte sich prüfte, ob sie eine feste Hand hatte. Aber dann schalt sie sich, daß sie keine Selbstbeherrschung habe, denn ihr wurde zu Mute, als sei ihr durch eigene Schuld ein Geheimnis entrissen. Hermann dachte gar nicht an sie. Und sie wand sich mit Macht aus allerhand Gedanken heraus, arbeitete eifrig nur für ihre Schule und wollte von nichts anderem wissen.

Sie war eine alte Jungfer, dabei blieb es. Sie machte sich lächerlich, wenn sie nun wohl gar anfing, mit jemand zu kokettieren. Sie schämte sich darüber, daß sie heim eilte, wenn sie Hermann in Koggenstedt wußte, schämte sich des bißchen Schleifenwerks, das sie für ihn antat. Sie gab ihrem Vater recht, von der Heide hatte ein rotes Gesicht, und das kam vom Trinken. Er nahm oft seinem Kutscher die Zügel aus der Hand und schlug das Pferd; das war ein Zeichen für einen rücksichtslosen Charakter.

Nun ging sie gerade nicht hinunter, wenn sie ihn im Flur hörte, und wenn Elise sagte: „Er hat nach Dir gefragt," dann wehrte sie kurz ab: „Was hat er wohl nach mir zu fragen?"

Es tat ihr aber doch bitter weh, daß sie ihn

nicht gesprochen hatte. Doch wozu das wiederum? Was machte er sich aus ihr?

Und sie hatte recht. Hermann von der Heide machte sich noch nicht viel aus ihr. Er machte sich überhaupt nichts weiter aus den Frauen, denn die, mit denen er verkehrt hatte, konnte er nicht achten, und Umgang mit guten Frauen hatte er nicht. Er saß eben lieber in der Kneipe.

Aber auch ihm fehlte trotzdem etwas, wenn er Charlotten eines Tages nicht sah. Sie war ein kluges Mädchen, kein langweiliger, in Saat geschossener Backfisch, wie die meisten Koggenstedter Jungfrauen. Mit der konnte man über mancherlei Sachen reden, und es schob sich ihm zwischen seine Gedanken auch die Idee, daß der Alte gewiß einen netten Posten Geld hatte. Das hätte ihm gut passen können, wo er jetzt das große Viehhaus aufbauen mußte. Ohne daß er es selbst merkte, wurde Charlotte, so wenig bäuerisch sie aussah, für ihn das Mädchen, das er sich ganz gut auf seinem Hofe denken konnte. Er sehnte sich nicht nach ihr, er wollte nichts von ihr, aber es war so ein behagliches Gefühl, an sie zu denken und sich darauf zu freuen, daß er sie Sonnabend mittag wieder sprach.

Geschah das nicht, dann wurde es jetzt schon eine Entbehrung für ihn, und der Braune mußte zu Krischans Betrübnis traben, daß Charlotte schier Angst für das Tier hatte.

Eines Tages hatte Hermann Charlotten wieder

nicht gesehen. Sie war nicht zu Hause gewesen. Er raste mit seinem Wagen die Papenstraße entlang und hieb auf den Gaul ein. Gerade als er durch das Lübecker Tor kam, stutzte er: Charlotte kam ihm entgegen. So, im hellen Sonnenschein hatte er sie noch nie gesehen. Der gelbe Strohhut beschattete das Gesicht, das erschreckt über sein wildes Dahinfahren und doch auch mit einem kleinen Ausdruck von Bewunderung zu ihm aufblickte. Ihre Lippen waren halb geöffnet. Das Kleid bauschte sich um die Gestalt, daß sie voll aussah, und ein schmaler Fuß blickte unter dem Kleide hervor.

Hermann hielt plötzlich an, grüßte dann tief und fuhr langsamer, gleichsam gebändigt weiter: in diesem Augenblicke hatte er Charlotten zum ersten Male hübsch gefunden.

Charlotte aber, als sie ihn mit voller Fahrt herankommen und doch gleich das Pferd in voller Gewalt haben sah, staunte seine Männlichkeit an und mußte nachher immer an das Wort „mächtig" denken.

* * *

Es kam ein schöner Sommernachmittag. Da versammelten sich am Lübecker Tore Charlottens kleine Zöglinge, denn sie sollten mit ihrer Lehrerin einen Ausflug nach dem Buttermilchskrug machen. Von da und dort kam ein lichtes Geschöpfchen ange-

hüpft, und dann steckten sie gleich die Lockenköpfe zusammen und schwatzten und erzählten einander, was jede von ihnen an Brot und in der Feldflasche und an Groschen bei sich hatte. Eifrig besahen sie sich gegenseitig, was die für ein Kleid anhatte und was für eine Jacke die trug.

Immer dichter wurde der Schwarm, immer emsiger das Geplapper und immer mehr sonnige Augen forschten die Papenstraße hinauf, ob Fräulein Mahnke noch nicht käme. Als sie endlich erschien, liefen sie ihr alle im Sturmschritt entgegen, daß die Röckchen nur so flogen und die Butterbrotstrommeln klirrten, und alle wollten Fräulein Mahnke zuerst die Hand geben und von Papa und Mama grüßen und ihr vertrauen, daß sie tüchtig zu Mittag gegessen hätten und viele, viele Stunden marschieren könnten. Und ein Gewitter gäbe es nicht.

Umringt von dieser Schar, die sie lieb hatte für alle ihre Mitteilsamkeit und Vertraulichkeit, zog Charlotte vor das Tor, während die Kleinen ihr sämtlich die Jacke tragen wollten.

Draußen wurde erst Halt gemacht und ein paar Ausreißer, die nicht schnell genug ins Freie kommen konnten, mußten zurückgeholt werden. Dann ordnete Charlotte ihre Befohlenen zu zwei und zwei. Voran kamen die kleinsten, daß die nicht schließlich hintenan blieben und sich müde laufen mußten, um nur nachzukommen. Den Beschluß bildeten die größten, die sahen schon verständig drein.

Sie sollten nun alle stille stehen, aber das trippelte doch auf den feinen und den drallen Beinchen und wartete sehnsüchtig, daß Charlotte nur sagen sollte: „Vorwärts!“

„Faßt Euch an, liebe Kinder,“ sagte sie, und die Kleinen reichten einander die Patschhändchen und wiegten damit hin und her. Die größeren waren nicht mehr so für das Händegeben, aber es war ja nur für den Anfang, und was Fräulein Mahnke wollte, taten sie doch alle gern.

Charlotte übersah noch einmal ihre Pfleglinge, zählte die Paare und dann ging es los.

O wie flink sie nun dahinspattelten. Am allereifrigsten die kleinen. Und als Charlotte, die hinten bei den vernünftigen ging, anhub zu singen, fielen sie alle ein und mit wahrer Inbrunst schallte es aus den weißen Kehlchen zu den Bäumen empor:

„Kommt, laßt uns spazieren
Durch den vielgrünen Wald.
Die Vögel musizieren,
Daß Berg und Tal erschallt.
Laßt uns recht fröhlich singen
Wie ihr, ihr Vögelein,
Und unsre Stimmen dringen
Tief in den Wald hinein.“

Die älteren hielten ordentlich Takt bei dem Gesang im Gehen, aber das konnten die kleinen noch nicht, die kehrten sich nicht um Takt und so etwas und waren nur vergnügt, sonnig vergnügt, wie das goldgrüne Laub über ihnen.

Bald war die Allee zu Ende, und jetzt fingen die Äuglein an, in die Runde zu gehen. Im Graben ſtanden ſchöne Blumen, davon wollten ſie Mutter einen Strauß mitbringen. Hin und wieder ließ eine die Nachbarin los, blickte mit böſem Gewiſſen um, und wenn Charlotte gerade nicht hinſah, verſchwand ſolch ein kleines helles Weſen im Graben, um alsbald mit einem Sträußchen wieder aufzutauchen, ſobald Charlotte es doch bemerkt hatte und in die Reihe zurückrief.

„Erſt müſſen wir auf der Wieſe ſein, Kinder, dann könnt Ihr pflücken ſo viel Ihr wollt.“

„Ja, ja, Fräulein!“ riefen alle begeiſtert und trippelten, mit Geſang, daß es eine Luſt war, und nahmen einen kleinen Schluck Milch aus der Feldflaſche, und die andern lachten, wenn die Milch übertröpfelte und einer etwas aufs Kleidchen rollte.

Ja, eine war da, Martha Kühl, das war eine Spaßmacherin, die tat immer ſo, als ob ſie über Steine ſtolperte, und das ſah dann furchtbar komiſch aus.

Eine andere, die hieß Minna Jeſſen, die träumte immer und ſah in die Luft, und auf einmal rollte ſie in den Graben. Charlotte ſprang ſchnell hinzu, denn das Mägdlein ſchrie, aber es hatte ſich nichts getan und war auch nicht bis ins Naſſe gekommen.

„Ein Haſe! Ein Haſe!“ rief Martha Kühl.

Richtig. Die Vorderſten erſchraken und wichen ängſtlich zurück, denn da kam in großen Sätzen quer

über die Landstraße hinweg Meister Lampe geholpert und machte nur, daß er in dem Felde auf der anderen Seite wieder verschwand.

Die kleine Gesellschaft staunte das Wunder an, und erst als er ganz außer Sicht war und sie ihn also gar nicht mehr zu fürchten brauchten, jubelten sie kühnlich wieder los und tanzten:

„Ein Hase! Ein Hase! Ein lieber Herzenshase!"

Minna Jessen behauptete, der Hase hätte sechs Beine gehabt. Darüber waren die andern aber ganz entrüstet.

„Hasen mit sechs Beinen gibt es doch nicht, nicht wahr, Fräulein?"

„Nein, liebe Kinder, er hatte nur vier."

Minna Jessen blieb bei ihrer Behauptung und phantasierte nach ihrer Art ein bißchen, denn sie erzählte, vorigen Winter hätten sie überhaupt zu Hause auch einmal einen Hasen mit sechs Beinen gegessen.

Na, da waren die Kleinen empört und liefen zu Fräulein Mahnke und sagten es ihr, damit sie Minna Jessen tadeln sollte. Charlotte kannte ihre kleine Dichterin und meinte nur:

„Sie hat wohl die beiden Ohren mit für Beine angesehen."

Das war nun wieder einmal ein Vergnügen, und sie lachten Minna Jessen aus, weil die nicht Ohren von Beinen unterscheiden konnte. Endlich

verzog Minna Jessen das Gesicht und wollte weinen. Da rief Charlotte sie an ihre Seite.

Als das mit dem Stolpern nicht mehr recht Aufsehen erregte, fing Martha Kühl an, ihrer Vordermännin das Taschentuch aus dem Rock zu zupfen, aber die ließ es sich nicht gefallen, drehte sich um und gab Martha Kühl einen tüchtigen Puff vor die Brust.

„Ich hab' ihr gar nichts getan, Fräulein," heulte Martha Kühl, als sie gleichfalls nach hinten, so mehr in die Strafabteilung, geholt wurde.

Die frische Luft machte die Mäulchen hungrig. Sie fingen an, ihre Butterbröte hervorzuziehen, und schmausten, daß ihnen die blanke Butter auf den Backen glänzte.

„Seid nur sparsam, Kinder, wir haben noch einen weiten Weg," mahnte Charlotte. Aber der gesunde Hunger steckte sie selbst an, und sie nahm sich ebenfalls ein Stück aus ihrer Tasche. Das war wieder etwas für die kleinen Schalke.

„Seien Sie man sparsam, Fräulein Mahnke," neckten sie ihre Lehrerin mit harmlosem Spotte, „sonst haben Sie nachher nichts mehr."

„Nun, dann gebt Ihr mir, Ihr werdet doch Eure liebe Lehrerin nicht verhungern lassen?"

„Nein, nein!" riefen alle und drängten sich dicht um sie und reichten ihr jetzt schon so viel Butterbrot hin, daß sie drei Tage davon hätte leben können.

„Danke! danke!“ wehrte Charlotte ab. Vorwärts ging es nun, und im Gehen richtete Charlotte die Pärchen wieder. Aber es war nicht leicht, Ordnung zu schaffen, und so streng wurde es auch nicht genommen, wie vorhin.

Die kleine Gesellschaft ließ sich nicht mehr zusammenhalten. Einige tappten auf die Chaussee hinaus und stießen mit den Füßen den Staub auf, daß die blanken Schuhe, die Halbstrümpfe und die nackten Beinchen grau wurden. Da mußte Charlotte ihre Leutchen wieder auf den Fußsteig verjagen, aber sie gingen dann gleich nach der andern Seite an den Grabenrand und rupften sich Sträuße und zeigten sie einander und einige hatten wirklich Geschmack, die ordneten die Gräser hübsch zwischen die Blumen, aber wenn dann noch schönere Blumen und noch höhere Gräser kamen, warfen sie die alten fort und pflückten neue. Der Grabenrand hatte so viele und wozu wuchsen sie, wenn sie nicht den Kinderherzen für eine kurze Weile Freude bereiten sollten?

Wieder andere suchten auf den Haufen von kleingeschlagenen Chausseesteinen nach hübschen Stücken, und Minna Jessen fand einen mit Gold.

„Das ist Glimmer, mein liebes Kind,“ belehrte Charlotte sie. Aber Minna Jessen ließ sich nicht von ihrer Phantasie abbringen, sie hatte einen Hasen mit sechs Beinen und einen Stein mit Gold darin. Eine Kleine, die hieß Ragna, blieb zurück und Char-

lotte merkte, daß sie sich schwer mit einem großen Granit schleppte.

„Was willst Du damit, Kind?“ fragte sie.

„Den will ich meinem Papa mitbringen,“ sagte das zierliche Mädchen und keuchte schier von der Last, „der sammelt immer Steine und hat einen ganzen Schrank voll.“

„Aber dieser ist viel zu groß.“

„Ich glaube doch, daß ich ihn mitkriege. Dann freut er sich,“ erwiderte die Kleine hartnäckig und sah strahlend aus den blauen Augen zu Charlotten auf.

„Wir finden noch einen schöneren, Liebling, der leichter ist.“

Sie nahm dem Kinde den Stein ab, und es war ein wehmütiger Blick, den Ragna ihm nachsandte. Sie hätte ihn innig gern mitgenommen. Aber dann wurde sie auf einmal wieder ganz fröhlich:

„Ein Vierklee! Ein Vierklee!“ rief sie und bückte sich, das Wunder zu pflücken. „Das soll meine Mama haben.“

Sorglich barg sie den kostbaren Fund in ihre Butterbrotstrommel und hüpfte lustig durch die Genossinnen, die sie beneideten, denn Vierklee, das wußten alle, bringt Glück.

Nun kamen sie in das kühle Gehölz. Husch waren sie alle drin im schönen Schatten und lagerten sich und wälzten sich übereinander und die Plappermäulchen standen nicht einmal still.

„Hört auf die Vögel, Kinder," sagte Charlotte, „Pink, pink, das ist der Buchfink."

Einen Augenblick schien es, als sollte das Geplauder verstummen, aber als es eben anfing, mäuschenstill zu werden, fanden sie es alle so drollig und lachten und ließen den Buchfink sein „Pink, Pink" schlagen. Es waren selbst lauter kleine, liebe Buchfinken und Rotkehlchen dazu.

Martha Kühl hatte immer den Schelm im Nacken. Sie brach sich einen Stock ab, kam hinter einem Baum herum und kitzelte Grete Strackerjahn im Nacken. Die kreischte auf: „Eine Schlange! Eine Schlange!"

Alle sprangen entsetzt empor und wurden für einen Augenblick blaß vor Angst und riefen: „Fräulein Mahnke, eine Schlange!"

Martha Kühl kam, verlegen über das Unheil, das sie angerichtet hatte, aus dem Busch hervor. Charlotte lief hinzu und sah sich an, was es in Wahrheit gegeben hatte. Dann beruhigte sie die Kleinen, Martha Kühl aber erhielt einen Klaps auf die Hand. Das tat nicht weh, immerhin war es eine Schande, und die kleine Sünderin saß eine Weile stumm und hatte keine dummen Streiche mehr vor. Bald aber war das wieder vergessen. Alle waren so lustig wie zuvor. Sie flochten ihre Blumen zu Kränzen und setzten sie sich gegenseitig auf und waren eitel.

„Seh ich hübsch aus, Fräulein Mahnke?“ fragte die kleine Ragna und stellte sich recht kokett vor die Lehrerin hin.

„Gewiß, liebes Kind, Ihr seid alle meine schmucken kleinen Schülerinnen!“

Da jauchzten sie von neuem und faßten sich um und tanzten mit ihren Kränzen auf dem moosigen Boden und bewarfen einander mit dem dürren Laube und tummelten hinter den Spatzen her, fürchteten sich vor den Bienen und fanden auf dem Wege einen großen, schwarzen Käfer. Den staunten sie an, und keine wagte es, ihn anzufassen. Der Käfer torkelte schwerfällig ins Gras. Minna Jessen behauptete, sie hätte eben einen Papagei fliegen sehen.

„Das war wohl eine Krähe, kleine Minna,“ meinte Charlotte.

Da faßten sich fünf oder sechs an und tanzten um Minna Jessen herum und sangen: „Papagei, Papagei“, bis endlich Minna Jessen zornig den Kreis durchbrach und zur Lehrerin flüchtete.

„Ja, Du mußt aber auch nicht so etwas erzählen,“ sagte Charlotte.

„Wenn ich es aber doch sehe,“ meinte Minna verzweifelt und ließ sich nur schwer bedeuten, daß sie unrichtig gesehen habe.

„So, Kinder, nun weiter, nun auf die Wiese.“

„Ja, ja, auf die Wiese, auf die Wiese!“ riefen die kleinen Gäste, daß die Finken davonschwärmten;

mit munterm Schritt ging's durch das Gehölz und sie sangen:

„Heißa, Juchheißa, du schöne Wanderluft,
Wie fröhlich die Herzen, wie leicht wird uns die Brust."

Das Gehölz war bald zu Ende, da breitete sich vor ihnen in unendlicher Fülle die große Wiese aus. Sie flogen hinein und verschwanden im hohen Grase und tollten und pflückten und tauchten mit mächtigen Büschen von knallrotem Mohn auf, und es war ein Jubel und eine Seligkeit in den lieben Seelen.

Charlotte hatte genug zu tun, die mutwillige Herde einigermaßen beisammen zu halten, und sie bereute fast, daß sie allein gegangen war und nicht einen Kollegen gebeten hatte, sie zu begleiten. Aber sie ging doch am liebsten allein und hörte keine Gespräche über die Schule.

Die wißbegierige Ragna kam mit einer Blume:

„Was ist das für eine, Fräulein Mahnke, solche schöne goldgelbe habe ich noch nie gesehen."

„Das ist Goldlack," sagte Minna Jessen altklug. Aber Charlotte belehrte sie, daß es die Königskerze sei.

Die Hitze tat ihre Wirkung. Die Sträuße wurden schwer, hie und da war schon ein Kleidchen zerrissen, und Georga Skovgaard hatte einen Stein im Stiefel und kam angehumpelt. Charlotte mußte erst für die kleine Patientin sorgen. Sie kühlte den roten Fuß mit dem Taschentuche, das sie im Graben

befeuchtet hatte. Dann war Georga wieder gesund und reichte Charlotten die Hand und knickste artig zum Dank. Es war ein feines Geschöpfchen, das einzige in der hellen Schar, das ein schwarzes Kleid trug. Die Mutter war dem Kinde gestorben. Charlotte dachte daran, hob Georga zu sich empor und küßte sie. Da schlang das Mädchen die Arme um die Freundin und schluchzte. Die andern standen herum und waren auf einmal still. Sie wußten, was der kleinen Georga geschehen war, und fühlten wohl in ihren Kinderherzen, was es hieß, daß Mutter nicht daheim auf sie wartete.

Charlotte sagte: „So, so, mein Liebling!" ließ das Mädchen zur Erde gleiten und stimmte ein Lied an, in das alle einfielen:

„Summ, summ, summ, Bienchen summ herum.
Ei wir tun dir nichts zu leide,
Flieg nur aus in weite Heide
Summ, summ, summ, Bienchen summ herum."

Und dann kam das herrliche Lied vom Fuchs:

„Fuchs, du hast die Gans gestohlen,
Gib' sie wieder her,
Sonst wird dich der Jäger holen
Mit dem Schießgewehr.

Seine große lange Flinte
Schießt auf dich den Schrot,
Daß dich färbt die rote Tinte
Und dann bist du tot.

Liebes Füchslein laß dir raten,
Sei doch nur kein Dieb,
Nimm, du brauchst nicht Gänsebraten,
Mit der Maus vorlieb."

Da war die kleine Traurigkeit ganz vergessen und alle marschierten in einer langen Linie auf dem schmalen Pfade, der durch die Wiese führte. Wollte je noch eine abirren, so war Charlotte strenge und wies nach drüben.

„Da ist der Buttermilchskrug schon, da könnt Ihr weiter spielen. Jetzt wird marschiert."

„Dürfen wir da auch tanzen, Fräulein?"

„Alles, was Ihr wollt."

„Hurra!" riefen sie, „wir dürfen tanzen, tanzen!" und hopp, hopp, ging es den Weg entlang.

Etliche meinten, es sei so heiß und nahmen ihre Hüte ab, aber das litt Charlotte nicht. Minna Jessen hatte wieder einen Dichtertraum und sagte:

„Wenn man keinen Hut aufhat, dann kommt ein Adler und holt einen weg."

Sie blickten nach oben, da war aber kein Adler, da war bloß der tiefe, blaue Himmel mit weißen Wolkenschäfchen daran, die Sonne blickte ebenso lieb auf die kleinen Menschenblüten, wie auf die anderen Blumen in der Wiese, und die Lerchen sangen.

Jetzt drückte die Wärme. Da wurden sie stiller und einige wackelten hin und her; die nahm Charlotte hinter sich, daß sie in ihrem Schatten gehen sollten. Aber sie waren immer neugierig auf das,

was wohl vorn passierte, und verschmähten die Kühlung.

So durchquerte Charlotte mit den Ihrigen die Wiese, und bald war der Buttermilchskrug erreicht. Da stand Gastwirt Mähl vor der Tür und seine Frau neben ihm, die nickten freundlich.

„Na, kleine Herrschaftens," sagte Mähl, „nun haben wir wohl einen ordentlichen Durst mitgebracht, was?"

„Ja, ja!" riefen sie alle auf einmal.

„Nu denn mal ran, Hanne!"

Er und seine Frau gingen auf die große Diele, und die verschwitzten Gesichterchen folgten ihnen. Frau Mähl teilte aus reinlichem Fasse, das innen rot und auswendig grün und schwarz gestrichen war, köstliches Labsal aus, und die Kleinen sogen an den großen Gläsern mit Buttermilch, wie durstige Vöglein aus dem kalten Bache nippen.

„Nicht so schnell trinken, Kinder," mahnte Charlotte; aber das half nicht viel. Erst als sie nicht mehr konnten, setzten sie mit scherzhaftem Stöhnen das Glas ab, und dann verteilten sie sich überall hin, huschten in die Lauben im Garten oder schlüpften in den Saal und tanzten dort schon; andere wieder besuchten mit Frau Mähl die Hühner, und die Enten im Hofe flohen, gack, gack, gack, schnell in ihre Tümpel. Auf dem Wasser aber drehten sie sich um und schnatterten nach dem Ufer zu, sie wußten wohl: ein bißchen Angst muß man bei solcher Ge-

legenheit ausstehen, aber dafür gab es auch schönes Brot, und das warfen ihnen denn die Mädchen auch hin, immer einen Brocken nach dem andern, und die Enten schnappten darnach und platschten lustig im Wasser umher und erzählten sich, daß es eigentlich ganz nett wäre, wenn so eine Klasse aus der Stadt käme, das wäre mal etwas anderes, als immer Landbrot essen.

Ja, und dann war da ein Fuchs im Garten, hinter sicherm Gitter. Davor versammelten sie sich, und Martha Kühl tippte mit dem Zeigefinger an den Käfig, aber Meister Reinike war nicht zu solchen Scherzen aufgelegt, fletschte die Zähne und knurrte, daß alle erschrocken zurückwichen. Nachher behauptete Minna Jessen, er hätte so lange Zähne gehabt wie ein Walfisch.

Der ganze Garten war voll von Mädchenkleidern, und wenn Charlotte sie auf dem Rasen sah, dann schalt sie die Kecken, verjagte sie und entschuldigte sich beim Krugwirt.

„Lat se man, Fräulein, ick heff de oll Lütten giern. Dat is mi immer 'n Freud', wenn se kamen. Nee kiek mal, Mudder, wat de een för dicke Beens hätt. Ick harr gor nich dacht, dat so wat in de Stadt wassen ded."

Er deckte für Charlotten eine Serviette auf den Tisch in der besten Laube, und sie bekam schönen Kaffee und große, lockere Schnitten Brot mit Rosinen darin. Da wurden die Kleinen auch wieder hungrig,

drängten sich mit Frau Mähl in die Küche und ließen sich Brot geben, und Frau Mähl legte dicke Scheiben von Wurst und Schinken und Käse darauf, und sie happsten hinein, und ihre Augen leuchteten vor Freude.

„Aber alles richtig bezahlen!“ rief Charlotte.

„Das kriegen wir wohl, Fräulein,“ sagte Frau Mähl und nickte aus dem Küchenfenster. Die Kleinen aber legten ehrlich und sorgsam ihren Groschen hin und dann noch drei Pfennige für das Glas Buttermilch. Ein so schönes Vesper hatten sie noch nie gehabt.

Satt waren sie nun, da kamen sie zu Charlotten gelaufen:

„Bitte, bitte spielen, Fräulein Mahnke.“

Charlotte erhob sich, und jetzt ging es auf den freien Platz hinter dem Garten los: „Letztes Paar heraus!“, „Blindekuh“, „Versteck“, „Letzten“, „Katze und Maus“, „Der Wolf der kommt“ und „Ringel ringel Rosen, schöne Aprikosen“ und „Wir woll'n eine goldene Brücke bau'n“; am hübschesten aber war, was nun kam. Die Kinder traten hintereinander in zwei Gruppen, die einen waren die Freier und die andern die Mutter mit ihren Töchtern. Die Mutter aber wurde von der kleinen Ragna vorgestellt. Dann sangen sie abwechselnd, während sie gegeneinander und zurück marschierten:

„Da kommen zwei Herren aus Lünefeld,
Juchheisasa filadi."
„Was wollen zwei Herren aus Lünefeld?
Juchheisasa filadi."
„Sie wollen die älteste Tochter freien.
Juchheisasa filadi."
„Und wer soll denn der Bräutigam sein?
Juchheisasa filadi."
„Das soll der Kaiser selber sein.
Juchheisasa filadi."
„So nehmt sie hin mit Freuden."

Auf die Art wurden aus der einen Gruppe alle abgerufen und schlossen sich der Schar der Freier an, bis klein Mutter Ragna allein nachblieb. Darauf sangen sie:

„Was wollen sie mit der Mutter tun?
Juchheisasa filadi."
„Sie wollen sie in ein Kloster sperren."
Juchheisasa filadi."

Sie schlossen einen Ring, aber Mütterchen Ragna entwischte, war flinker als alle und ließ sich nicht fangen.

Nach den Spielen turnten sie auf dem Reck, und Martha Kühl machte so lange schwierige Kunststücke für ihr begeistertes Publikum, bis sie herunterplumpste. Das tat weh. Sie ließ sich aber nichts merken, sonst bekam sie ja doch nur Schelte dazu. Das kannte sie schon. Das Kunststückemachen war ihr jedoch verleidet, sie zog eine große Zuckerstange hervor und versüßte sich ihren Schmerz mit Lutschen.

650037

Georga Skovgaard ſtand erſt abſeits. Das Kind war ſo ernſt, daß es nicht rechte Freude am Spiele fand. Da faßte Charlotte es an beiden Händen und hüpfte mit ihm herum und ſang dazu, und das kleine Gemüt wurde heiter und ſah dankbar aus den braunen Augen zu der guten Lehrerin empor. Charlotte reihte ſie bei den anderen ein und freute ſich, wie die Kinderluſt in ihr erwachte.

Frau Mähl und das Dienſtmädchen paßten jetzt eine Weile auf die Geſellſchaft auf, und Charlotte ging einmal in die Vorderſtube des Kruges, um etwas mit dem Wirte zu bereden. Da klappten draußen Pferdehufe hart auf das Pflaſter. Charlotte hörte, wie ein Reiter herabſprang, und alsbald dröhnten ſeine Schritte auf dem Flur. Mähl wollte nachſehen, wer da käme, aber die Tür wurde ſchon aufgeriſſen, und mit einem „Puh ha, de Hitten“ kam Hermann von der Heide herein.

„Nanu, Fräulein Mahnke!“ rief er, daß es durch die Stube dröhnte, „wie kommen Sie denn hierher?“

Stattlich ſah er aus. Hohe Stiefel umſchloſſen ihm die Beine, und die grüne Jägerjoppe ſpannte ſich um die breite Bruſt. Er nahm die Mütze ab, wiſchte ſich den Staub von der Stirn und zwirbelte ſich den Schnurrbart auf.

„Ich bin mit meiner Klaſſe hier, Herr von der Heide,“ antwortete Charlotte.

„So?“ ſagte er, „da hätten Sie mit Ihren

Lämmern gleich bis zu mir nach Feldbeck kommen können. In meiner Scheune ist der beste Tanzsaal in der ganzen Umgegend. Was, Mähl?"

„Ja, is wol so, Herr von der Heide," sagte der und brachte dem Gaste ein Glas Bier und einen Lütten. Danach ging er, um das Pferd zu tränken, das draußen angebunden stand und ungeduldig scharrte.

„Nun, wie geht es, Fräulein Mahnke?" fragte Hermann und trank ihr zu. „Wir haben uns lange nicht gesehen."

„Nein, seit neulich nicht."

„Sie dachten wohl, mein Brauner wollte durchgehen, wie?"

„Ja, ich hatte Angst."

„Ich will Ihnen was sagen, Fräulein Mahnke, daran waren Sie selbst schuld, daß ich ihn so jagen ließ."

„Ich?"

„Ja," sagte er und trank mit einem Zuge sein Glas leer, „warum waren Sie nicht zu Hause?"

Das war kühn, er fühlte es selbst und erhob sich mit einem Rucke. Charlotte stand betreten da. Er blieb vor ihr stehen.

„Ach, Fräulein Mahnke, hier draußen auf dem Lande reden wir frei von der Leber weg. Drinnen in der Stadt, sieht sich jeder erst um, ob ihn der andere wohl husten hört, und dann verkneift er sich das Sprechen doch noch, denn er weiß nicht, ob der andere

es ihm übel nimmt. Ja, ich ärgere mich immer, wenn ich Sie nicht seh'."

„Herr von der Heide!" sagte Charlotte lächelnd und versuchte das Ganze ins Scherzhafte zu ziehen.

„Lassen Sie man, aber wahr ist es doch, wenn Sie auch lachen."

Er sah sie an.

„Wie prächtig Sie aussehen, Fräulein Mahnke! Und jetzt sind Sie erst ein paar Stunden in der Landluft. Sie müßten auf dem Lande wohnen, da würden Sie überhaupt ein ganz anderer Mensch."

„Das geht nur nicht, Herr von der Heide," erwiderte Charlotte, immer noch befangen und immer noch in dem Bestreben, den Worten den Ernst zu nehmen, der daraus sprach.

„Geht nicht?" sagte er, und es war Heftigkeit in seiner Stimme. „Ich will Ihnen was sagen, ich wüßte wohl, wie es gehen sollte."

Er schlug mit der Reitpeitsche auf den Tisch.

„Donnerwetter, ja, ich wüßte es!"

Charlotte war glücklich, daß ein paar Kinder kamen und nach ihr fragten. Da nahm Hermann schnell Abschied: „Adieu, und auf Wiedersehn!" Rasch schritt er wieder hinaus und mit einem Schwunge saß er auf seinem Gaul, wechselte ein paar Worte mit dem Krugwirt und ritt am Fenster vorbei, wo Charlotte war. Er schwang die Mütze, und Charlotte grüßte ihm zu.

Das war ihr eine seltsame Begegnung. Mit

aller Gewalt riß sie sich aus ihren Gedanken los und wandte sich zu ihren Kleinen.

„Kommt, Kinder, wir wollen tanzen!“ rief sie in den Garten hinaus.

Da stürmte die Schar in den Saal hinein, Charlotte setzte sich an das alte, verstimmte Klavizimbel, und nun ging es los mit Kichern und Lachen, und die Beinchen konnten alles: Walzer und Polka und Schottisch und Kreuzpolka und Galopp.

„Dat könnt de lütten Deerns all in de Weeg,“ sagte Mähl, der sich das Treiben anschaute. „Unsereen lihrt dat dat ganze Leben nich. Nu kiek blots, Anna, kiek, wat dat Worm dor hüppt.“ Dabei wies er auf die kleine Ragna hin:

„As wenn se all tweemal to Pingstmarkt wesen weer.“

Charlotte spielte unermüdlich, das vertrieb ihr das Nachdenken am besten. Die Kleinen aber forderten einander auf, machten ihre Knickse, und Martha Kühl wollte natürlich immer Herr sein. Minna Jessen aber war im vorigen Winter zur Kindervorstellung gewesen, wo Ballett dabei war, deshalb spreizte sie das Kleidchen, tanzte allein und sagte: „Jetzt tanz' ich wie die Bergfee auf dem Theater.“

Nein, das gab wieder ein Gelächter. Nach und nach wurden sie indessen doch müde. Sie setzten sich an den Rand des Saales, und immer weniger Paare bewegten sich durcheinander. Da hörte Charlotte auf und sagte: „So, jetzt heim, liebe Kinder.“

Das wollten sie nicht und baten und flehten: „Nur noch eine ganz kleine Viertelstunde," und etliche versuchten, zum Saal hinaus zu entwischen, aber Charlotte paßte auf: alle mußten ihre Butterbrotstrommeln und Taschen und Schirme und was sie sonst noch mitgebracht hatten, zusammen nehmen, Herrn und Frau Mähl die Hand reichen und vielen Dank sagen. Der Alte högte sich über die feinen Knickse, die ihm die Kleinen machten.

„Junge, Junge, nee, wat sünd dat för nüdliche lütte Krabbaters."

Und er tätschelte sie: „Na, kommt auch bald mal wieder, denn sollt ihr wieder so schöne Buttermilch und so schönes Brot haben, wie heute."

„Ja, ja!" riefen alle in Erinnerung an den herrlichen Schmaus.

Vor dem Wirtshause stellte Charlotte den Zug auf, dann ein herzliches Abschiedswinken, und mit Gesang ging es über die Wiese nach der Stadt zu. Martha Kühl mußte natürlich noch einmal umkehren, weil sie ihr Haarband im Garten verloren hatte. Das hielt auf, und mittlerweile löste sich die Schar von neuem und schwärmte wieder in die Gräser aus. Endlich erschien Martha Kühl und sagte betrübt: „Ich kann es nicht finden."

Minna Jessen wußte gleich einen Grund dafür: „Das hat der Fuchs gefressen," sagte sie.

„Ach, der sitzt in seinem Käfig und kann nicht raus," entgegnete Martha geringschätzig.

„So gehst Du eben ohne Band, mein Kind," entschied Charlotte. „Wenn Deine Mutter auch schilt."

„Ist mir auch ganz gleich," antwortete Martha und schüttelte den Lockenkopf.

Die alten Sträuße waren längst weggeworfen, und sie kamen von neuem mit mächtigen Büscheln, aber im ganzen ging es ein bißchen schneller zurück als hin. Charlotte hatte Georga an der Hand, das Kind sah ihr zu flau aus, und sie machte sich Vorwürfe, es mitgenommen zu haben, aber hätte sie dies arme verlassene Herz zurücklassen sollen? So ermutigte sie das Mädchen, und es hielt sich auch wacker und trippelte still und bescheiden neben der Lehrerin hin. Die kleine Ragna, die einen Stein gefunden hatte, der nicht so schwer war, und den sie deshalb ihrem Vater mitbringen durfte, ging auf der anderen Seite von Georga und sprach mit ihr über die Schularbeiten.

„Hast Du schon Dein Schreiben?"

„Ja," sagte Georga eifrig, „und das Lesen auch."

„Rechnen mag ich am allerliebsten."

Im Gehölz wurde noch einmal Rast gemacht. Sie zierten sich jetzt mit ihren Kränzen die Hüte und machten Halsketten aus den Blumen, und endlich ging es ganz heim. Als die Kirchtürme zu sehen waren, gebot Charlotte Halt, ließ die Kinder sich die Schuhe und die Stiefel im Grase vom

Staube säubern, die Röckchen glätten und die Hüte zurechtsetzen und wie beim Auszuge gemeinsam antreten. So kamen sie wieder bis ans Lübecker Tor und sangen im Schatten der Bäume, daß es klang wie Vogelgezwitscher. Ihre Seelen waren voll von Dankbarkeit und Liebe zu ihrer Lehrerin und von der Erwartung, zu Hause das Viele erzählen zu können, was sie erlebt hatten. Am Tore sagten sie hübsch artig Adieu zu Charlotte und bekamen gute Worte auf den Weg, wie sie gehen sollten, und die kleine Georga erhielt einen Kuß. Dann zerstreuten sie sich nach allen Richtungen hin, wie sie gekommen waren, plauschten und scherzten unterwegs und hatten den schönsten Tag gehabt. —

Charlotte war froh, als sie allein war. Sie machte einen Umweg, ehe sie heimging. Er wüßte wohl, wie das zu machen wäre, daß sie auf dem Lande lebte, hatte er gesagt. So deutlich, so deutlich. Und sie wußte selbst nicht, freute sie sich darüber? Aber wenn sie nachdachte, mußte sie sich eingestehen: böse war sie ihm nicht.

In der nächsten Zeit streifte Charlotte viel draußen durch die Felder umher, freilich nicht in der Nähe von Feldbeck. Der Roggen neigte sich und streichelte ihr das Kleid, und es machte ihr Vergnügen, die Ähren durch die Hände gleiten zu lassen. Sie pflückte Blumen, nahm die Eidechse auf, die unter der Scholle hervorlugte und nicht geschwind genug im Fliehen war. Sie blickte lächelnd auf das

Tierchen, dessen Kehle heftig auf- und niederging, setzte es zurück und sagte: „Lauf, lauf, kleiner Kerl!“ Und das Eidechslein schlüpfte zwischen die Gräser.

Sie freute sich über das Gegaukel der Schmetterlinge, über das behagliche Geknarre der Frösche, die im Soot saßen und sich vom Wetter erzählten; sie lauschte andächtig unter den Bäumen auf das Gesinge über ihr, sie horchte dem weichen Kuckucksruf, der fern aus dem Walde kam. Sie zählte die Rufe, aber der Kuckuck hörte gar nicht auf, so viele Jahre wußte er noch für sie.

Wenn sie diese kleinen, innigen Freuden genoß, dachte sie wohl: das immer haben können, wie schön muß es sein, auf dem Lande zu leben!

Mit geröteten Wangen kehrte sie heim, und Elise lächelte ihr zu. Das hieß: ich verstehe Dich.

* * *

Rudolf kam in der ersten Zeit der großen Ferien nicht nach Hause, und als er da war, sah ihn sein Vater wieder wenig. Er segelte, hatte alle möglichen Bekanntschaften und verkehrte doch viel mit Hermann von der Heide, obschon ihm sein Vater abriet. Der Alte war seinem Jüngsten gegenüber nicht streng genug, um ihn von diesem Umgange abhalten zu können.

Ernst saß auf seiner Kammer und arbeitete für das Examen.

„Es fällt mir schwer," klagte er zu Charlotten.

Die erzählte Elisen, was er litt.

Aber Elise war kühl:

„Warum quält er sich ab? Warum ergreift er nicht etwas anderes?"

„Das kann er nicht, Vaters wegen."

„Nun, dann muß er eben sein Schicksal tragen," erwiderte Elise und zuckte die Achseln.

Sie machte gegen Ernst kein Hehl daraus, wie sie über ihn und sein Studium dachte. Das verschüchterte ihn, so daß er nicht gern mit ihr zusammen war. Wenn sie ihn mit ihrem klaren Blick ansah, senkte er den Kopf, als drücke ihn eine Schuld. Selbst vor der kleinen Trudel war er scheu. Um diesem Drucke zu entgehen, spann er sich immer mehr mit seinen Büchern ein. Der Vater war mit ihm zufrieden.

„So gehört es sich für einen Geistlichen," meinte er, „der darf sich nicht zerstreuen."

„Nun," sagte August Schlegel, der in Ernstens Wesen Duckmäuserei sah, „ein bißchen vergnügter auf Erden könnt er nun gern sein. Pastoren sind doch schließlich auch Menschen, und wenn sie schon so früh anfangen, sich für etwas Besonderes zu halten, ist nachher mit ihnen überhaupt kein Auskommen. Dann halten sie sich für den lieben Gott seine persönlichen Erzengel und stehen immer mit flammendem Schwert vor dem Tore des Paradieses, damit man ja keiner hineinkommt."

„Ernst ist nicht hochmütig," bemerkte der alte Mahnke.

„Hat er auch nicht nötig. Er verdankt es doch Dir, daß er Priester lernen kann, und deshalb soll er sich nur ruhig immer an seinen Ursprung erinnern. Dein Rudolf gefällt mir eigentlich besser, da sitzt mehr Schwung drin."

„Bloß so viel Geld braucht er."

„Na, was tut das. Wenn wir's nicht können, der Mittelstand kann's gewiß nicht. Nun sage mal, hat sie schon gewinkt?"

„Wer?"

„Elise Struck."

„Wieso gewinkt?"

„Ich meine, ob sie schon mit ungaren Kartoffeln und ungewichsten Stiefeln von hinten rum nach dem Heiratsschinken geworfen hat?"

„August, was Du Dir einbildest! Die ist keine von der Art, un denn is ehr Mann ock man erst 'n poor Monad dod."

„Ja, in einer Art hast Du ja recht, aber in der andern Art kann ich Dir sagen: ich hab' welche gekannt, die träumten in ihrem Zivilstand gar nicht mehr von Brautbouquetts und Traualtären, aber sowie sie Haushälterinnen wurden, gleich ging's los."

Mahnke lachte:

„Na, ick will mi in acht nehmen, August, weef' man ruhig."

„Und nun wollte ich noch mal was mit Dir

besprechen, Woldemar. Du hast früher immer gesagt, Du hättest keine Zeit, und das war ja auch wahr. Aber jetzt sind doch Deine Hausgeschäfte in Ordnung, jetzt solltest Du Dich mehr für die städtischen Interessen interessieren."

„Dat doh ick, August."

„Ja, aber ich meine, mit schönen Reden ist das nicht getan. Wir wollen Dich aufstellen."

„Worup?"

„Auf das Postament der Vaterstadt. Du sollst Stadtverordneter werden."

„So, so?"

„Wenigstens sagst Du also nicht nein. Damit ist schon viel gewonnen. Wir haben gestern im Gewerbeverein Sitzung gehabt, und da ist einstimmig beschlossen, daß wir Dich wählen. Wehren kannst Du Dich gar nicht dagegen, Du bist ja selbst Mitglied vom Verein und kannst Deine Vereinsbrüder nicht vor den Kopf stoßen. Deshalb wollte ich mir bloß Dein Jawort holen, dann geht's gleich los mit der Agitation."

Der Alte überlegte sich den Fall. So übel schien ihm das nicht.

„Aber Reden halten kann ich nicht, August."

„Sollst Du auch nicht. Zum Redenhalten sind wir nicht im Kollegium. Der einzige, der mal ein Wort sagt, bin ich eigentlich, die andern nicken bloß. Hast Du Lust?"

„Ja, Lust heff ick."

„Dann bist Du schon so gut wie gewählt. Du glaubst gar nicht, was es für eine Begeisterung gab, als ich Dich vorschlug. Laß mich man machen. Ernst kann uns mal so einen kleinen Aufruf aufsetzen, da braucht aber nichts von den kleinen und großen Propheten drin vorzukommen, bloß einfach: Mitbürger, wählt . . . . . Und Deine verschiedenen Tugenden, die muß er als Sohn am besten kennen."

„Wat dat anlangt . . . ."

„Laß man. Die Hauptsache ist, daß der Gewerbeverein Dich durchbringt, das ist nun unsere Ehrenpflicht. Ich will mich gleich mal mit Klempner Ohlsen bereden, der hat den halben Bezirk hinter sich, weil er Vorsitzender vom südlichen Koggenstedter Kegelklub ist."

Und August Schlegel beredete sich nicht nur mit Klempner Ohlsen, sondern auch mit allen anderen Koggenstedter Bürgern und stellte seinen Freund in das allerbeste Licht und schrieb „Wählt Mahnke"-Eingesandts für die Koggenstedter Zeitung, die er mit „Zivis Koggenstedtianus", „Einer für viele", „Zahlreiche Wähler" unterzeichnete. Überall hörte man den Namen Mahnke.

Mahnke mut rinn. — Dat is'n Mann, den wi bruken. — Mahnke will, dat de Hunnstüer affschafft ward. — Mahnke is för de nüe Waterleitung. — Mahnke meent, de Linden för dat Lübecker Dor möt kappt warn. — Mahnke will den Haben utbaggern. — Mahnke is'n liberalen olen Sleswig-

Holsteener. — Mahnke hett nülich all mit den Burmeister spraken, wat wi nich'n Kaiser Wilhelm-Denkmal hier kriegen schüllt. — Mahnke hett hunnert Mark för de Waisenschol geben. — Mahnke hier und Mahnke da, und alles, was Mahnke dachte und tat, wußte August Schlegel viel besser als er selbst und brachte es unter die Leute. Immer aber fügte er hinzu: „Ich sag' das nicht, weil er mein Freund ist, ich sag' es nur, weil er wirklich in die Stadtverordneten hineingehört."

Als der Tag der Wahl kam, siehe, da siegte Mahnke mit 23 Stimmen über seinen Gegenkandidaten, den Gelbgießer Radloff. Das war ein heimlicher Sozialdemokrat mit neumodischen Ansichten, der hätte die ganze Stadtverordneten-Versammlung in Aufregung gebracht. Er war sogar für eine Volkslesehalle. August Schlegel strahlte und wischte sich mit listigem Zwinkern über seine glatte Oberlippe.

Um fünf Uhr nachmittags kam Musikdirektor Heineburg mit seinen fünfzehn Musikanten, stellte seine Kapelle im Kreise vor Mahnkes Haus auf und brachte dem Neuerkorenen ein Ständchen. Er war eigentlich immer unterwegs, um Ständchen zu bringen, denn die Koggenstedter hörten gern Musik, und goldene Hochzeiten oder sechzigste Geburtstage gab es fast jeden Tag. Da stand er, und nun spielten sie erst „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren". Gerade als sie anfingen, hißte gegenüber

Klempner Ohlsen die blau-weiß-rote Flagge. Das war feierlich.

Dann kam: „Auf in den Kampf, Torea—rea —ro". Das war Heineburgs Bravourstück und für einen neugewählten Stadtverordneten paßte es auch wunderschön.

August Schlegel ging unter der schleswig-holsteinischen Fahne auf und ab, paßte auf, ob der mit der Pauke auch ordentlich zuschlug, und zählte nach, ob es richtig fünf Stücke würden. Denn die gehörten zu einem redlichen Ständchen. Es wurden richtig fünf Stücke, und dann wurde der Musikdirektor zu einer Flasche Mosel eingeladen, und die Musikanten tranken auf der Diele ein groß Faß Bier, wobei ihnen Meier rechtschaffen half. Die Gratulanten kamen in langem, schwarzem Rock und mit Zylinder und tranken auch Mosel, und August Schlegel brachte ein Hoch auf den jüngsten Stadtverordneten aus. Sie besprachen auch städtische Angelegenheiten. Gastwirt Michaelis vom Kieler Hof meinte:

„Koggenstedt wird immer mehr Fremdenstadt. Letzte Woche hat bei mir eine Dame aus Paris logiert. Spräk richtig französisch."

Kaufmann Lindemann kicherte. Die Dame aus Paris schien ihm verdächtig. August Schlegel aber setzte eine ehrbare Miene auf:

„Na, hör mal, so was hätt' ich nicht auf-

genommen. Damen aus Paris gehören hier nicht her."

Da wurde Gastwirt Michaelis gekränkt:

„Warum nicht? Sind auch Menschen. Und das kann ich Dir sagen: da ist nichts Schlechtes passiert. Bei mir passiert überhaupt nichts Schlechtes, und wenn da zehn Damen aus Paris wohnen."

„Tein Damens!" Kaufmann Lindemann wollte sich krank lachen, so pikant deuchte ihm das. August Schlegel blieb bei seiner Meinung:

„So was gehört hier nicht her. Aber darum keine Feindschaft nicht, Michaelis."

Sie versöhnten sich wegen der Pariser Dame, stießen an und wurden lustig und guter Dinge.

Die ganze Papenstraße fühlte sich durch Mahnkes Wahl geehrt. Der Alte selbst war aufgeräumt. Er hatte doch recht etwas erreicht in seinem Leben, obgleich er als armer Junge anfangen mußte. Die Mahnkes waren ein tüchtiger Stamm. So erzählte er:

„Ja, wir Mahnkes sind eigentlich aus Tönning gebürtig. Es gibt auch welche, die schreiben sich mit „ck". Das ist so'n Halbblut von uns. Und einer war mal, der hieß sogar von Mahnke und der war Konsistorial-Assessor unter den Dänen. Aber der ist schon lange ausgestorben. Die richtigen Mahnkes, das sind wir."

Er schmauchte behaglich seine Pfeife und saß da, jeder Zoll ein richtiger Mahnke.

Es war ein Festtag für das Haus, und als der Abend kam, saß Meier auf seiner Dachstube, blätterte in seinem Freimarkenalbum und hatte wie gewöhnlich große und schöne Gedanken. Seine Freimarkensammlung machte ja sehr große Fortschritte, aber er sah ein, daß er nun und nimmermehr alle Freimarken bekommen könnte, die es gab, und deshalb bewegte er es in seinem jungen Mannesherzen, ob er nicht Spezialist werden und nur noch ungestempelte europäische sammeln sollte. Das war vornehmer, als wenn man alles sammelte, und wo sein Prinzipal jetzt Stadtverordneter war, mußte er sich auch irgend etwas angewöhnen, das ihn aus der Menge der anderen jungen Leute hervorhob. Das war er der neuen Würde des Hauses Mahnke schuldig.

* * *

Der Herbst kam und tupfte auf die Blätter, daß sie bunt wurden, der Winter brach sie von den Bäumen und senkte sie unten zur Decke zusammen für das künftige Keimen. In Koggenstedt ging es stille zu, und mit am friedlichsten war es in Mahnkes Giebelhause. Die Kunden aus Stadt und Land wurden von Meier nach alter, guter Weise bedient, und keiner verließ den Laden, ohne zu sagen:

„Ja, das ist mal reell hier. Was gibt es für nettes Maß."

Mahnke selbst war regsam, er kümmerte sich nicht so viel mehr um sein Haus, weil er es in den rechten Händen wußte, und arbeitete tüchtig für das Wohl der lieben Stadt. Der kleine Mischling lief schon hurtig wie ein Wiesel herum und jauchzelte jedesmal hell auf, wenn er etwas entdeckte, was ihm bisher noch fremd gewesen war unter den vielen, vielen Sachen, die im Laden und auf dem Hofe durchzusuchen waren.

In ihrer Feinheit, allen eine Spenderin, waltete Elise ihres hausfräulichen Amtes. Alle vertrauten ihr, wie sie so gleichmäßig freundlich und sicher dahinschritt.

Auch Charlotte hätte ihr gern vertraut, was sie bewegte, aber sie wagte es nicht. Es saß ein Schamgefühl in ihr, daß sie sich hatte verleiten lassen, wieder an einen Mann zu denken. Und doch war dies Denken etwas Wonniges für sie. Sie behielt es bei sich, und aus dem Denken nährte sich eine Hoffnung, und kaum fühlte sie die Hoffnung, so kam schon die Angst, daß sie sie vielleicht begraben müßte. Dann fröstelte es sie, und sie rang danach, alles abzuschütteln und nur Lehrerin zu sein, und arbeitete mit ganzer Kraft für ihre Schule.

Aber wenn sie über den Büchern saß, schlich es doch immer leise an sie heran, und vom Denken zum Hoffen, vom Hoffen zum Ängsten, vom Ängsten zum Losreißen von dem, was sie beunruhigte, das war der Kreislauf, in dem sie jetzt lebte.

Hermann kam nicht oft, und wenn er ihr gegenübertrat, sah er sie verlegen und forschend an, denn er wußte nicht, ob sie ihm zürne. Das nahm sie für Zurückhaltung, und ihre Lippen schlossen sich fest. Sie konnte alt aussehen, und dann war sie ihm auf einmal fremd, und er begriff nicht, daß er sie jemals hübsch gefunden hatte. Blieb er darauf längere Zeit aus, so erwachte in Charlotten ein Trotz, und wenn er das nächste Mal kam, ließ sie sich nicht blicken.

So waren sie fern von einander, und in seiner Seele trocknete fast das Tröpflein Tau auf, das ein paar Mal ihr Bild reizvoll wiedergespiegelt hatte. Er wurde leicht mit dieser kleinen Geschichte fertig, sie aber trug daran, denn er war stark für sie, und sie vergaß es nicht, daß er einmal ein Wort gesprochen hatte, worauf sie nicht die rechte Antwort fand. Ihre Antwort wäre am Ende gleichsam das Bächlein geworden, das längs einem Tal mit Blumen heruntertieselte. —

Elise fand Charlotten auf ihrer Stube, wie sie die Augenbrauen gekraust vor sich hinsah. Das Mitleid sprach aus Elisen:

„Kannst Du es mir nicht sagen?“

Charlotte war bitter gegen sich:

„Ach, ich muß mich selbst verachten. Ich bin eine alte Jungfer, die sich eingebildet hat, daß jemand in sie verliebt ist. Aber das soll nun zu Ende sein.“

Elise sah sie prüfend an.

„Sitzt es nicht doch tiefer bei Dir? Kannst Du denn immer bloß verzichten? Kannst Du nicht auch einmal sagen: ich will!“

„Was soll ich denn wollen?“

„Lotte, ich glaube nicht, daß in Dir eine große Leidenschaft glüht. Aber Du sehnst Dich nach dem, wonach wir alle uns sehnen. Bis jetzt bist Du immer nur eine gute Tochter gewesen, nun möchtest Du ein gutes Weib werden und geliebt sein.“

„Ja, das möchte ich,“ sagte Charlotte ehrlich. „Und das ist wohl ein ganz natürlicher Wunsch.“

„Du bist nur nicht klug genug, ihn Dir zu erfüllen.“

„Dazu kann ich doch nichts tun.“

„O doch, wenn Du Dir nur erst einmal über das Eine klar bist, ob es wirklich von der Heide ist, der Dich anzieht, oder ob nur die allgemeine Sehnsucht in Dir aufquillt, die Dein Vater früher zusammengepreßt hat.“

Daran hatte Charlotte noch nicht gedacht. Sie blickte überrascht auf.

„Nein, gewiß,“ sagte sie betreten, „ich ....“

„Bist Du Dir klar darüber?“

Da antwortete Charlotte zögernd:

„Ich meine doch.“

„Oder ist es etwa nur verletzte Eitelkeit, weil er früher vielleicht freundlich gegen Dich gewesen ist, und nun nichts mehr sagt?“

Da wehrte Charlotte ab:

„Nein.“

„Sei nicht böse, wenn ich so spreche, Lotte. Ich möchte gern, daß Du glücklich wirst, so oder so. Entweder Du mußt Dich jetzt durchkämpfen und Dir das erringen, wonach Du Dich sehnst, oder aber Du schneidest den Faden ab.“

„Das will ich ja. Daran arbeite ich ja.“

„Und was macht Dir die Schere stumpf? Mein Kind, eine hoffnungslose Liebe zu nähren, dazu bist Du zu alt. Das paßt nicht mehr. Siehst Du aber, daß jemand Dich lieb gewinnt, dann hast Du das volle Recht, Dich jung genug zu fühlen, um die Liebe zu erwidern. Ist irgend etwas zwischen Euch vorgefallen, woraus Du schließen könntest, daß er an Dich denkt?“

Charlotte nickte. Dann erzählte sie, was Hermann vor kurzem zu ihr gesagt hatte.

„Darauf baust Du Dir Deinen Traum?“ fragte Elise. „Kind, das scheint mir ein leichtes Gerüst zu sein.“

Charlotte erhob sich, und Entrüstung klang aus ihr:

„Das muß ich wissen. Ich hab' doch gehört, wie er es gesagt hat.“

„Das schon, aber ....“

„Nein, nein, ich weiß es ganz bestimmt. Damals dachte er so.“

„Warum seid Ihr Euch denn nicht näher gekommen?“

„Wenn man das wüßte!“

„Weißt Du, Charlotte, dann hat die Schuld an Dir gelegen.“

„Ich kann doch nicht . . . .“

„Nein, Du sollst nichts Lächerliches tun. Hattest Du aber ein ganzes Gefühl für ihn, so hättest Du auch kleine Mittel gefunden, um es warm bleiben zu lassen. Aber siehst Du, das ist es, was mich bedenklich macht: Ihr habt alle keine reinen, ganzen Gefühle hier, Du nicht, Dein Vater nicht, Dein einer Bruder nicht. Ihr geht mit halben Empfindungen neben einander her.“

„Was Du so nennst!“ rief Charlotte, und die Tränen stiegen ihr auf. „Was weiß ich davon, was Du unter ganzen Gefühlen verstehst. Aber laß mir doch meine. Warum kümmerst Du Dich um mich, wenn Du mich nur quälen willst?“

„Lotte,“ sagte Elise und drückte ihr innig die Hand, „ich will Dich nicht quälen, ich will Dir helfen. Froh machen will ich Dich, und das geht nur, wenn man sich genau sagt, wie es um einen steht. Hat er Ähnlichkeit mit dem andern?“

„Das auch wohl.“

„Kennst Du ihn genug? Ihr habt Euch doch nur hier gesehen.“

„Ach Elise, Du kannst gut reden. Und dann lachst Du mich noch dazu aus. Ich mag ihn nun einmal gern. Ich möchte einmal etwas anderes haben, als immer hier leben und nur zur Schule

gehen. Ob das nun ein ganzes oder ein halbes Gefühl ist, das ist mir einerlei. Für mich ist es groß genug. Jetzt aber zerschlag' ich es und werf' es auf den Schutthaufen. Das war das letzte."

„Dann gehst Du herum und grämst Dich, so lange Du lebst."

„Das kann wohl sein. Das geht niemand was an."

„Nein. Schöner wäre es aber, wenn Dir der Gram erspart bliebe."

„Das weiß Gott."

„Mädchen, fasse doch Mut! Zeige, daß Du kein Halbgefühl mit Dir herumträgst. Knüpfe da wieder an, wo ihr aufgehört habt. Ein einziges Mal, und wenn Du merkst, daß es nur Laune von ihm war, so mache Dich frei und sei stark und laß den Kopf nicht hängen. Sei doch stolz!"

„Das bin ich. Ich gehe ihm einfach aus dem Wege."

„Aber Du sehnst Dich nach ihm. So stolz brauchen wir Frauen nicht zu sein, mein Lieb. Dieser Stolz ist schließlich nichts anderes als die Demut des Entsagens. Versuch' ein einziges Mal, ob Du ihn leiten kannst, und kannst Du es, dann gebrauche Deine Macht. Ob es freilich wirklich Dein Glück sein wird, Charlotte, Hermann von der Heides Frau zu werden ....."

„Du denkst bloß an das, was Vater und die Leute sagen."

„Nein. Das ist mir sehr gleichgültig, so gut kennst Du mich wohl. Ich denke vielmehr, daß Du jetzt etwas nachholen möchtest, was Dir die Jugend nicht gegönnt hat. Und es gibt Dinge, die sind einander an und für sich gleich, aber wenn sie zu verschiedenen Zeiten kommen, sind sie doch himmelweit von einander verschieden. Das fühle ich bei Dir. Ich hätte gewiß keine größere Freude, als wenn Du mein Gefühl zu schanden machst, aber wenn nun alles gut ginge, wie Du es Dir wünschest, was würde Dein Vater dazu sagen?"

Da sank Charlotte in sich zusammen, und leise sprach sie:

„Vater würde es vielleicht zugeben."

„Und wenn er es nicht tut?"

Charlotte richtete sich trotzig auf:

„Dann tue ich es doch, ohne seine Einwilligung!"

„Ja," sagte Elise, „wenn Du Dich unabhängig machst von Deinem Vater, will ich an Dein Glück glauben."

So arbeitete Elise an Charlotten. Wie fühlbar immer die Zweifel waren, in die sie das Mädchen stürzte, sie hatten die Wirkung, daß Charlotte aufgerüttelt ward. Es war fast mehr Hartnäckigkeit als eigentliche Neigung, was sie handeln ließ. Sie hatte sich in der letzten Zeit vernachlässigt und in das Altjungferntum hineingeredet, nun aber fing sie wieder an, auf sich zu achten und sich jünger zu

kleiden. Sie war Hermann aus dem Wege gegangen, jetzt jedoch begegnete sie ihm absichtlich und nahm ihren ganzen Mut zusammen, freundlich gegen ihn zu sein. Denn sie wollte ihm gefallen.

Er bemerkte das. Er war ein einsamer Mensch, er verkehrte nicht in den Häusern, weil seine Art viele abstieß, und eine gute Partie war er auch nicht, daß ihm die Koggenstedter Mütter ihre Töchter gern gegeben hätten. So hatte er ein dankbares Gefühl dafür, daß Charlotte Anteil an ihm nahm. Aus der Dankbarkeit spannen sich kleine Fäden, die langten nach dem Mädchen hin, und Charlotte strich wohl so ganz eben darüber, dann war es, als kräuselten sie sich leicht.

Es wurde ihm ein Bedürfnis, Charlotten zu sehen. Je häufiger er kam, desto heller sah sie aus, und das steckte seine Fröhlichkeit an, und die Fröhlichkeit wurde zur frohen Sehnsucht, und er hatte das Empfinden, das der Mann immer hat, wenn er anfängt, ein Weib lieb zu gewinnen: daß er ein anderer, ein besserer Mensch wurde.

Das gab ihm ein Selbstbewußtsein, das verschieden war von der Mißachtung, die er sonst gegen die Leute hegte. Und endlich war es in ihm so weit, daß er bei sich davon redete: er sei Charlottens würdig. Er hatte früher derartiges nie gedacht, aber das neue Bewußtsein hob ihn und ließ zugleich Charlotten in einem Glanze vor ihm stehen, worin er sie

vordem nicht gesehen hatte. Da nahm er einen raschen Anlauf zu ihr hin.

Der alte Mahnke war nicht zu Hause.

Hermann saß bei Charlotten unten in der Vorderstube. Elise machte die Läden zu und ging, denn ihr Kindlein weinte draußen.

Die beiden sprachen erst kein Wort. Alsdann begann er von der Landwirtschaft, allerhand gleichgültige Sachen. Ihr Ohr aber vernahm unter seiner Stimme einen Ton, der etwas anderes sagen wollte. Sie ließ ihre Stimme, wenn sie ihm antwortete, leicht erzittern, daß sie diesen Unterton traf.

Auf dem Tische brannte die Lampe. Das Licht fiel milde auf ihr Angesicht. Sie hatte weiche Züge, und in ihren Augen flimmerte etwas, das ihn erregte.

Er begann und stockte zu Anfang:

„Fräulein Mahnke, was haben Sie eigentlich damals von mir gedacht, als ich das im Krug zu Ihnen sagte?"

Sie ließ eine kleine Pause vergehen und antwortete dann, indem sie mit der Tischdecke spielte:

„Da habe ich Sie wohl nicht verstanden, Herr von der Heide."

„Nicht verstanden?" rief er laut. Er stand auf, schritt schwer durch das Zimmer und murmelte:

„Es war deutlich genug!"

Charlotte schwieg. Er kämpfte mit sich, sah sie

an, und ihr Anblick gab ihm wieder Kraft zu reden, denn er sehnte sich in dem Augenblick nach ihr:

„Nachher haben wir uns wenig gesehen. Ich hatte Sie wohl beleidigt, wie?"

Er stand vor ihr. Sie schüttelte den Kopf.

„Hat es Ihnen auch leid getan, daß wir uns selten sahen?" fragte er eindringlich und blickte sie scharf an.

Sie lag zurückgebeugt im Stuhl. Ihre Gestalt erschien ihm blühend. Die leichte Röte auf ihren Wangen war ihm verheißungsvoll.

„Leid getan? Ich mochte gern, wenn Sie kamen," erwiderte Charlotte und senkte den Blick.

Er ging wieder auf und ab.

„Fräulein Mahnke, es ist mir eigentümlich mit Ihnen gegangen. Ich habe mir schon ein paar Körbe hier in Koggenstedt geholt. Die Mädchen hätten mich am Ende genommen, aber die Onkels und Tanten stellten mich als Vogelscheuche hin, und dann sagten Mama und Papa: nein. Und sie hatten früher auch ganz recht. Ich muß mich dann und wann austoben. Ich bin so allein, und wenn ich in die Stadt komme, sitze ich im Augenblick in der Kneipe. Erst trinken die Philister mit, und am andern Tag machen sie mich schlecht. Pack! Das weiß ich alles. Aber das kann ich Ihnen sagen, wenn ich die richtige Frau kriege, wird das alles anders. Und an Sie, Fräulein Mahnke, muß ich immer denken, seitdem wir uns damals vor dem Lübecker Tor begegneten. Sie

wissen ja. Von dem Augenblick an ist mir, als ob es zwischen uns etwas gibt, daß wir zusammen gehören. Alle die Wochen bin ich es nicht los geworden. Und Sie?"

Plötzlich blieb er wieder vor ihr stehen.

„Sagen Sie mir das, Fräulein Mahnke, ich will Ihnen wahrhaftig nicht zu nahe treten, aber ich will jetzt wissen, woran ich bin. Ich halt's nicht mehr aus. Wie denken Sie von mir?"

„Ich glaube, daß Sie ein guter, ehrlicher Mensch sind, Herr von der Heide."

„Ja, bin ich. Vielleicht viel anständiger, als alle die Leisetreter, die immer nach den Fenstern herüberschielen, ob da auch jemand sitzt, der sie sieht, wenn sie ein Glas Bier trinken wollen. Aber mit der Gutheit und Ehrlichkeit ist es noch nicht getan. Haben Sie sonst noch etwas für mich übrig?"

Charlotte erhob den Kopf:

„Gewiß."

„Ja!" brach er aus, „Charlotte, ja?"

Er streckte ihr die Hand hin. Sie gab ihm die ihre zögernd.

„Haben Sie an mich gedacht, Charlotte?"

„Manchmal."

Aber als sie das Wort sprach, kam sie sich geziert vor und schämte sich, denn sie wollte keine zimperliche, alte Jungfer sein, und deshalb setzte sie gleich hinzu:

„Oft."

Er zog sie an der Hand empor. Sie gab sich der Willenlosigkeit hin, das bereitete ihr Wohlgefühl. Er stand noch immer zagend vor ihr und atmete stark. Er wagte nicht, sie zu berühren, so heftig er es begehrte.

„Fräulein Charlotte," fing er von neuem und unterwürfig an, „wäre es möglich?"

Sie sagte nichts. Einen Augenblick durchblitzte sie der Gedanke, daß sie zu ihm sprechen müsse: ich bin gewiß zu alt für Sie, und was wird Vater sagen? doch das drängte sie rasch zurück. Jetzt war es gekommen, das fühlte sie, wo sie mit allen Seelenkräften jung und stark sein mußte.

So beugte sie nur eben und eben das Haupt nach vorn. Das konnte ein Nicken sein. Er nahm es dafür, schlang seinen Arm um sie und küßte sie. Sie preßte sich innig an ihn.

Auf die Art kamen zwei Menschenkinder zusammen, die nannten das Liebe, was sie für einander empfanden.

* * *

Der alte Mahnke kehrte zurück. Charlotte schlüpfte zum Zimmer hinaus und eilte zu Elisen. Hermann trat vor den Vater und sagte schlicht:

„Herr Mahnke, ich habe mich eben mit Fräulein Charlotte verlobt."

Der Alte sah ihn starr an. Daran hatte er noch nie gedacht. Hermann fuhr fort:

„Herr Mahnke, ich weiß, daß allerhand über mich geredet wird. Die Hälfte ist erlogen, und ich werde anders. Deshalb bitte ich Sie, geben Sie uns zusammen."

Mahnke hatte sich vor Erstaunen in seinen Stuhl gesetzt, jetzt sagte er nur:

„Davon hat Charlotte mir noch nichts erzählt."

„Es ist auch eben jetzt erst gekommen, Herr Mahnke," entgegnete Hermann in bescheidenem Ton. „Wir wußten vorher selbst nicht, wie es stand."

Ein harter Zug legte sich auf Mahnkes Gesicht:

„Das gehört sich aber nicht, so hinter meinem Rücken."

„Ja, Gott, Herr Mahnke, es läßt sich nicht alles in der Welt machen, wie es sich wohl gehört. Ich sage es Ihnen ja auch gleich."

„Das muß ich mir erst überlegen."

„Gewiß, Herr Mahnke. Aber nicht wahr, Sie haben nichts dagegen?"

„Lotte ist Lehrerin, Lotte ist überhaupt schon ein altes Mädchen, die denkt gewiß gar nicht mehr ans Heiraten."

„Herr Mahnke, Fräulein Charlotte ist für mich gerade im richtigen Alter. Ich möchte nicht, daß sie jünger wäre."

„Sie versteht nichts von Landwirtschaft."

„O, das soll sie wohl lernen."

„Aber wie steht es denn bei Ihnen, mit Ihrem Gut?“

„Ich arbeite mich durch. Und jetzt arbeite ich für zwei.“

Er ballte kräftig die Hände. Der Alte sagte:

„Wenn Sie denken, daß ich reich bin ....“

„Herr Mahnke, tun Sie mir den einen Gefallen und reden Sie nicht über das.“

Er war so heftig geworden, daß er den Alten einschüchterte. Hermann selbst hatte das Gefühl, als ob er gekränkt würde. Er leugnete es in sich, daß er auch nur einen Gedanken an Charlottens Mitgift gehabt habe.

Mahnke war noch immer abweisend. Er blieb dabei:

„Das muß ich mir überlegen, Herr von der Heide.“

„Ja,“ entgegnete Hermann, dem das Gespräch zur Pein ward, „aber Herr Mahnke, Charlotte und ich, wir sind uns einig.“

Damit ging er schnell.

Mahnke grübelte lange nach. Das hatte er nicht für möglich gehalten. Er erwog, was die Leute sagen würden. Er war unwillig auf Charlotten, daß sie gerade den Mann gewählt hatte, aber im letzten Grunde war er doch am meisten darüber verstimmt, daß seine Tochter eigenmächtig gehandelt und ihn nicht vorher gefragt hatte. Er rief sie, sie kam. Es war wie ein Schuldbewußtsein über ihr. Aber

sie wollte nicht zurück. Sie wollte einmal im Leben ihren eigenen Willen durchsetzen.

„Du weißt, was ich Dir über ihn gesagt habe."

„Ja, Vater."

„Wie kommst Du dazu, hinter meinem Rücken mit ihm anzufangen?"

„Das weiß ich nicht."

„Denkst Du gar nicht an mich?"

„Vater! bis jetzt hab' ich immer nur an Dich gedacht, aber nun will ich auch einmal an mich selbst denken."

Flehend hob sie die Augen.

„Laß mich. Alle die Jahre hab' ich mich seit damals, wo Du es nicht haben wolltest, danach gesehnt, einen Menschen zu finden, der mich lieb hat."

„Hab' ich Dich nicht lieb?"

„Ja, aber anders. Auch lieb, Vater, und gerade darum: laß mich!"

„Du hast die schöne Stelle, und wenn ich sterbe, ist für Dich gesorgt. Nun machst Du solche Geschichten. In Deinem Alter!"

„Vater, es haben schon ältere geheiratet und sind glücklich geworden. Bitte, lieber, guter Vater."

Sie war vor ihm hingekniet und stützte ihren Arm auf sein Bein. Sie weinte. Da brach die Liebe bei dem Alten durch, und er sagte leise:

„Was Mutter wohl dazu gemeint hätte?"

„Sie würde es mir gönnen. Ganz gewiß."

„Glaubst Du? Ja, ich muß mich erst drin finden. Mehr kann ich Dir nicht sagen. Ich will nur nicht, daß Du es schlecht hast, mein Kind."

„Ich bekomme es gut, Vater."

„Das gebe Gott."

Der Alte war tief bewegt. Da trat Elise ein. Sie ging auf Mahnke zu:

„Sei nicht traurig, Onkel. Wenn sie einander lieb haben, warum willst Du sie trennen? Das müssen sie selbst am besten wissen."

Da erwachte im Alten der Patriarchenstolz:

„Nun, ich meine, der Vater ist auch noch da, daß er gefragt wird."

„Das Fragen nützt nur nichts, Onkel," sagte Elise lächelnd, „das hilft nicht von der Sehnsucht."

„Ja, schwer wird es mir," schloß der Alte das Gespräch. —

Am nächsten Tage wußten sie es schon alle in Koggenstedt, daß Charlotte Mahnke mit Hermann von der Heide verlobt war. Es kam ein groß Wundern, Charlotte war doch Lehrerin, und nun wollte sie den Gutsbesitzer heiraten und gerade den? Nein, so etwas hätten sie nicht gedacht. Sie hatten Mitleid mit dem Alten. Aber August Schlegel war rasch bei der Hand und erzählte auf einmal viel Gutes von Hermann, das bisher noch keiner gewußt hatte. Dadurch schlug die Stimmung um, und am Abend wagte schon einer nach dem andern, im Vorbeigehen bei Mahnke vorzusprechen und zu gratu-

lieren. Am Ende war Hermann von der Heide auch gar keine schlechte Partie, und wenn er auch sein Glas Bier trank, davon starb er schließlich nicht.

Mit dem Bekanntwerden der Verlobung waren für den Alten die Würfel gefallen. Jetzt durften die Leute nicht denken, sie sei ohne seinen Willen geschehen. So kam sie in die Zeitung, und Mahnke ging mit seinem Schwiegersohn einmal rund um die Stadt spazieren. Damit war Charlotte richtig verlobt. Es dauerte aber doch lange, bis der Alte seiner Tochter ihre Selbständigkeit vergab, und manch hartes Wort entfiel ihm. Sie war nicht mehr sein gehorsames Kind und er nicht mehr ihr Vater, der alles über sie zu bestimmen hatte. Das Verhältnis zwischen ihm und Charlotten wurde kühler, wie lieb sie sich auch hatten.

Der Wind hatte Sandkörnlein gegen die Fenster geworfen, und kleine Splitter waren davon ausgesprengt. Staub kam und setzte sich in den Spuren fest. Das Glas war nicht mehr so durchsichtig wie früher.

* *
*

Charlotte nahm Abschied von ihren kleinen Schülerinnen. Dabei war ihr weh ums Herz, und als sie die letzte Stunde gegeben hatte, blickte sie noch einmal in das Klassenzimmer zurück. War es

gut, daß sie es verließ? Hatte sie hier nicht in Frieden und Ruhe gewirkt und war ihres Vaters liebe Tochter gewesen?

Nun kam ein Schicksal, das sie selbst gerufen hatte, und sie wußte nicht, was es ihr brachte. Sie hatte nicht das glückerzeugende bräutliche Jauchzen in sich, und wenn sie auch ihren kleinen Stolz fühlte, daß sie noch einen Mann bekam und nicht das verkümmernde Leben der anderen Lehrerinnen zu führen brauchte: es saß doch Furcht in ihr, und sie erschien sich manchmal zu kühn. Dann war sie fast scheu gegen Hermann und konnte nicht haben, wenn er sie in seiner derb scherzenden Weise umfaßte. Das hielt er für mädchenhafte Schüchternheit und sehnte sich deshalb um so mehr nach ihr. Er ging selbstzufrieden einher, weil es ihm gelungen war, eine angesehene Koggenstedter Bürgerstochter zu gewinnen.

Die Ernte war herein, da wurde die Hochzeit gefeiert.

„Weißt Du, Woldemar," sagte August Schlegel, „nimm es mir nicht übel, davon verstehst Du nicht recht was. Das laß mich man alles machen. Du sollst sehen, was ich in den Polterabend für einen Schwung hineinbringe."

Er brachte wahrhaftig Schwung hinein. Auf der Diele nach der Hofseite zu ließ er eine Bühne aufschlagen. Den Hintergrund bildete ein großer, alter Teppich, und die Kulissen waren aus Tüll-

gardinen. Zwei Lebensbäume ſtanden zu jeder Seite und in der Mitte die Gartenmöbel. Das ſtellte, wie Auguſt Schlegel behauptete, eine Landſchaft in freier Luft dar. Ordentlich einen Vorhang hatte die Bühne, aber der ging nicht wieder herunter, als er einmal hochgezogen war. Was ſchadete das? Jeder konnte gern ſehen, was auf der Bühne paſſierte, denn da geſchah nichts Schlechtes.

Vor dem Gerüſte ſaßen Braut und Bräutigam. Ihm paßte der Frack nicht recht, und ſein Vorhemd beulte ſich aus. Sein Geſicht war rot, man merkte, daß ihm die Geſchichte unbehaglich war. Charlotte ſah gut aus in ihrem beſcheidenen Schmucke. Sie hielt das blaſſe Geſicht ein wenig zur Seite, nach ihm hin und lächelte ihm zu. Ein bißchen Wehmut war in dem Lächeln.

Um das Brautpaar herum hatten die Gäſte Platz, Kaufmann Lindemann, Herr Marquardſen, Zollinſpektor Berlitzky, alle mit Frau Gemahlin und noch manche andere, denn zu Polterabend gingen ſie gern in Koggenſtedt, weil es da immer ein nettes Glas Freibier und zwei bis drei Zigarren gab.

Der alte Mahnke ſaß auf einem Sofa, das Auguſt Schlegel für ihn und Eliſen ſeitwärts hatte hinſtellen laſſen. Das war der Ehrenplatz. Und der Schwiegervater ſah in ſeiner ruhigen, ernſten Weiſe auf Charlotten und ihren Erwählten. Eliſe hatte viel zu tun. Aber ſie ging nicht an Charlotten vorbei, ohne ihr ein gutes Wort zuzuflüſtern.

Ehe die richtige Vorstellung begann, erschienen die beiden Brautjungfern, Berta Andresen und Christine Schmidt, beide in Weiß gekleidet, und brachten Kranz und Schleier. Sie sollten dazu sprechen, aber sie kamen nicht weit, weil sie gleich anfingen zu weinen, und Charlotte weinte mit. Alle waren gerührt. So wurden Kranz und Schleier stumm überreicht, und die Braut küßte ihre Freundinnen. Auch Hermann fühlte etwas wie Tränen aufsteigen und nahm sein Myrthensträußchen mit einer linkischen Verbeugung entgegen.

August Schlegel war natürlich hinter der Bühne. Denn wer sollte die Sache sonst leiten? Er stand in dem kleinen Schrankzimmer, das zur Theatergarderobe erhoben war, und sagte:

„Nu man immer Reff in de Büx und Hot för Anker, meine Damen und Herren. Nicht genieren. Fix laut sprechen und richtig betonen, daß man die Pointen durchhört."

Dann nahm er eine große Schelle und bimmelte mächtig.

Das war das Zeichen zum Beginn der Vorstellung.

„Ganz wie im Theater," flüsterte Frau Gemahlin Marquardsen.

Frau Lindemann wollte Bildung beweisen und entgegnete:

„Ja, wir wollen dies Jahr abonnieren."

„Das haben wir schon jedes Jahr," bemerkte Frau Marquardsen, und so war Frau Lindemann wieder einmal übertrumpft.

Schlegel bimmelte noch einmal und noch mächtiger. Da bekamen sie förmlich alle Furcht und schwiegen still und sahen erwartungsvoll nach der Bühne. Und sieh, die Tüllgardinen teilten sich und heraus trat ein niedliches Bauernmädchen, das trug einen Korb voller Eier und einen Korb voll Brot. Das war Tine Theißen, die konnte schon in der Schule so schön deklamieren, daß sie zu Kaisers Geburtstag immer das Festgedicht aufsagen mußte. Das niedliche kleine Bauernmädchen knickste und fing an mit heller, runder Stimme:

„Min leewe Brut und Brüdigam,
Wil ick doch grad vun't Land herkam
Un hör', dat hier hüt wat passeert, —
So'n beeten Polterabend weer't, —
Verlöf ick mi un bring Jug wat,
Wat noch en jeden hett nödig hatt:
n' Eierkoken un 'n Stück Brot,
Wo de sünd, ja, da hett't keen Not."

So ging es weiter. Nein, was war das für ein hübsches Gedicht! Alle lauschten. Am angespanntesten aber horchte hinter den Kulissen August Schlegel, denn er hatte es ja verfaßt, und Tine Theißen machte ihre Sache nett, so daß alle gleich in die richtige Polterabend-Stimmung kamen. Und als nun das kleine Landmädchen mit zierlichem

Knicks dem Brautpaar die Körbe von der Bühne herab reichte und endete:

„So wünsch' ick Jug, dat nimmermehr
Jug Korf vun Ei und Brot ward leer,
Un dorum rop ick ock so lut:
Hoch lew de Brüdigam un sin Brut!"

da erhoben sich alle und riefen: Hoch! und Bravo und klatschten Beifall und dann mußten sie erst einmal nach der einen Ecke, wo das Bierfaß stand. Das Deklamieren regte den Durst an.

„Wat harr se för nüdliche Been," sagte Kaufmann Lindemann, kniff das linke Auge zu und blinzelte Marquardsen an; aber der war in diesem Punkte sehr streng, denn Frau Gemahlin stand neben ihm, und deshalb sagte er ehrbarlich:

„Nach so was seh' ich nicht hin."

„Wir genießen das Dichtungswerk," sagte Frau Gemahlin, und Frau Lindemann schämte sich für ihren Mann, weil der doch gar keine höheren Interessen hatte. Aber der kehrte sich an nichts und trank ein großes Glas Bier.

Zollinspektor Berlitzky war nach vorn gegangen und besah sich die Körbe mit den Eiern und dem Brot. Dabei schaute er finster und durchdringend aus, als ob er die Körbe für Contrebande hielt und sie konfiszieren wollte.

Ja, das war wirklich schön gewesen. Und August Schlegel kam auf einen Augenblick heraus und heimste Dichterruhm ein. Dann mußte er wie-

der hinter die Kulissen. Da erschien eine neue Nummer.

Und wer hätte es gedacht: Wie aus Wolken kam eine Göttin hervor. Im Leben hieß sie Erna von Fehren. Jetzt aber hatte sie ein griechisches Gewand angezogen und das Haar lose, und deshalb war sie eine Botin der Venus. Zwei Rosen trug sie in der Hand.

Erna von Fehren hatte sich selbst alles gedichtet, denn das konnte sie, sie machte sogar alle Stammbuchverse selbst. Und langsam sprach sie und getragen und machte feierliche, große Bewegungen dabei, wie sie es einmal von Klara Ziegler gesehen hatte:

„Geh' ich denn wirklich recht? Man wies mich hier hinein.
Verzeiht, mich blendet noch der helle Lichterschein.
Auf Windesflügeln hab' ich durch die dunkle Nacht
Vom Himmel her zur Erd' den weiten Weg gemacht.
Drum muß das Auge sich erst an den Glanz gewöhnen.
Ich hörte das Geschwirr von frohen Festestönen,
Doch was ich suche, glaubt' ich eh'r in Waldesgründen,
Den einsam stillen, als im lauten Saal zu finden.
Und doch, ich bin am Ziel. Jetzt seh' ich wieder klar:
Sei freundlich mir gegrüßt, du bräutlich junges Paar."

Dann stellte sie sich als Abgesandte der Liebesgöttin vor, die ihr ganz besonderes Auge auf Hermann und Charlotten geworfen habe und ihnen allerwegen wünsche Heil und Segen. Zum Schlusse stieg

sie den Tritt vor der Bühne hinab und überreichte die beiden Rosen, indem sie vor dem Paare niederkniete:

„Seht her, die Rose ist's, der jungen Liebe Zeichen,
Nur knieend darf ich euch das Schönste überreichen.
Voll Kraft sei Mannes Lieb', und drum sei diese hier,
Mit ihrer satten Farb' verliehen freundlich dir."

Hermann nahm die rote Blume und sah sie sich verlegen an.

„Die Frauenlieb' sei zart, so nimm mit güt'gem Sinn
In ihrem sanften Glanz du diese Rose hin."

Dabei gab sie Charlotten eine hellrote, und die Braut drückte leise die schmalen Lippen darauf. Nun aber hatte die Botin des Himmels keine Zeit mehr:

„Es wartet meiner schon der luft'ge Wolkenwagen,
Um zu Olympos' Höh'n mich schnell hinaufzutragen.
Das Glück, das ich geseh'n, ich preis' es laut bei Hofe,
Damit empfiehlt sich euch Frau Venus' Kammerzofe."

Sie schwebte wieder den Tritt zur Bühne hinauf, machte eine tiefe Verbeugung und verschwand.

Alle waren begeistert. Was konnte das Mädchen sprechen und spielen!

„Sie hat Grazie," sagte Frau Gemahlin.

Ja, darauf mußten sie wieder ein gehöriges Glas Bier trinken. Kaufmann Lindemann schwärmte natürlich für Erna von Fehrens Arme.

„Ortlich so'n beten speckig, nich? Dat harr ick ehr gor nich totrut."

Was half es, daß Frau Marquardsen ihre schärfsten Blicke auf ihn versandte? Er blieb immer der Käse- und Heringshändler engros und war keiner feinen Bildung fähig.

Nun kam Emma Peters. Die war als Zigeunerin verkleidet und wahrsagte dem Brautpaare aus der Hand.

„Ich weiß das Schicksal, wie es euch bestimmt,
Und kenn' die Wege, die das Leben nimmt.
Die Kunde kam mir aus Egypten-Land,
Drum reicht mir beide jetzo eure Hand."

Damit nahm sie Charlottens Hand und besah die Linien.

„Die Lebenslinie lang und rein und klar
Von allen Schmerzen, aller Krankheit bar,
Und Glück und Reichtum soll zu allen Zeiten
Dich als des Hauses teure Herrin leiten."

Dann mußte Hermann seine dicke Hand hinhalten:

„Hier seh' ich Kraft und Arbeit und Gelingen.
Und rastlos sollst du immer vorwärts dringen.
Die mark'gen Hände wirst du tüchtig regen,
Die väterliche Scholle trägt dir Segen."

Ganz so poetisch fanden sie es ja nicht, wie Erna von Fehrens Verse, aber es war doch originell. Das sah man nicht auf jedem Polterabend.

Nun traten zu gleicher Zeit Lene Schott und Klara Wilde auf, die waren ganz gleich in grünen Mull gekleidet. Lene Schott spendete ein Paket mit Taschentüchern und sagte dabei:

„Kühlung fächern, Knoten schlagen,
Abschied winken, Willkomm grüßen
Überall sind wir von Nutzen.
Schließlich auch, wenn Tränen fließen.
Aber Tränen trocknen sollst du,
Liebste, nur bei fremdem Leide,
Bei dir selber brauchst uns nimmer,
Außer daß du weinst vor Freude.
Nimm uns hin, und wenn wir könnten,
Würde unf're ganze Schar
Grüßend hoch in Lüften wirbeln:
Heil dem lieben jungen Paar!"

Darauf hielt Klara Wilde einen Wäschebeutel hin, indem sie deklamierte:

„Ich bin ein Wäschebeutel,
Und bin drob' nicht sehr eitel.
Man stopft in mich hinein,
Was nicht mehr fein.
Und ich deck' alles in guter Ruh
Mit meinem Liebesmantel zu.
Drum bin ich, glaubt mir's, liebe Leut,
Ein Sinnbild der Verschwiegenheit."

So sinnreich hatten sie lange nichts gehört. Es mußte ein neues Faß Bier angesteckt werden, weil sie vom Deklamieren immer mehr Durst bekamen. Berlitzky sah sich alle die überreichten Gaben an und berechnete bei sich, was wohl für Einfuhrzoll darauf stände. August Schlegel schellte von neuem mächtig. Jetzt ertönte hinter der Szene ein Orgelkasten, und Meier kam. Wahrhaftig, Meier als Orgelkastenmann. Er hatte sich eine rote Nase ge-

macht, aber eine Perücke brauchte er nicht erst aufzusetzen, sein Haar war komisch genug. Er dudelte erst ein Stück, und dann fing er an zu singen:

„In der Seestadt Koggenstedt,
Wo der frische Wind ja weht,
Will es heute gar geschehen,
Daß wir hier ein Brautpaar sehen."

Er dudelte wieder.

„Ihn, den Bräutigam vom Lande,
Fesselten hier süße Bande,
Sie, die Braut wohl aus der Stadt,
Vormals Kinder lehren tat."

Er dudelte.

„Weil wir so vergnügt hier sitzen,
Bring' ich Dinge, die wohl nützen
So dem Bräutigam als der Braut,
Die sich lieben hold und traut."

Er dudelte.

„Zu des Hausherrn schwerer Bürde,
Paßt das Zeichen seiner Würde,
Drum des Hauses Schlüssel hier
Sei stets deine höchste Zier."

Er dudelte.

„Doch damit dem Übermut
Stets ein Dämpfer winken tut,
Nimm, o Braut, mit holdem Neigen,
Dies Pantöffelchen zu eigen."

Er dudelte ab.

Nein, wie sie lachten! Was Meier doch konnte! Das hatte er sich selbst gedichtet, und das hätte wirk-

lich niemand von ihm erwartet. Man meinte immer, er könne nur Düten drehen und Freimarken sammeln.

So kamen noch mehr Nummern. August Schlegel bimmelte immer lauter. Zum Schlusse gab es noch einen schönen Einakter: „De Leew' an de Huusdör". Der war von Rudolf. Er selbst spielte einen Gutsbesitzer, der immer schimpfte und nichts von Liebe wissen wollte, sich aber zuletzt mit einer Lehrerin verlobte. Ernst spielte einen alten, braven Pastor, aber er wußte nicht recht etwas von seiner Rolle. Das Stück war voller zarter Anspielungen auf Hermann und Charlotten, wie die sich gefunden hatten. Meier gab einen dummen Bauernknecht, der stotterte, und bekam den ganzen Akt hindurch Püffe. Das machte er sehr natürlich.

Es war nun einerlei: August Schlegel hatte mit diesem Programm sein Meisterstück geleistet. Als die Vorstellung aus war, brachte Lindemann ein Hoch auf ihn aus, er erwiderte gerührt und trank auf seinen alten Freund Mahnke. Dann toastete immer einer um den andern, und zuletzt wurden die Stühle bei Seite gerückt, Meier kam mit dem Orgelkasten, und sie tanzten. Die kleinen Polterabend-Mädchen waren in ihren Kostümen geblieben und Erna von Fehren war den ganzen Abend feierlich, weil sie doch eine Botin der Venus darstellte. Tine Theißen verlobte sich heimlich mit Rudolf, wenigstens meinte sie, daß sie verlobt sei, denn er hatte dreimal mit ihr getanzt. Draußen aber ballerten die Koggenstedter

Jungens Pottscherben an die Tür. Herrlich war der Polterabend! Am stolzesten aber war Meier, denn Elise hatte ihn zum Walzer geholt. Als sie endlich gingen, sagte August Schlegel zu Mahnke:

„Na, was sagst Du nun? Das muß doch Glück bringen."

Der Alte nickte.

„Das wollen wir hoffen, August."

* * *

Die Hochzeit selbst ward in kleinem Kreise gefeiert. Die Papenstraße war reich beflaggt, und Musikdirektor Heineburg brachte morgens sein obligates Ständchen. Dabei spielte er auch wieder: „Auf in den Kampf, Torea—rea—ro," denn das paßte auch für eine Hochzeit. Oben in der besten Stube standen die Geschenke, und da waren viele schöne Sachen, am meisten aber Kuchenteller und Tafelaufsätze aus Neusilber zu fünf Mark fünfzig das Stück bei Löwe am Mühlengraben. Charlotte war bleich und weinte den ganzen Tag, und Hermann hatte nur den einen Wunsch, daß erst alles vorüber sei. Er trank häufig ein Glas Wein mit Rudolf zusammen.

Der alte Mahnke war morgens zum Grabe seiner Frau hinausgewesen und hatte ihr Blumen gebracht. Er war bewegt, und Elise drückte ihm innig die Hand.

In der Kirche sprach Pastor Borchert herzlich und lieb. Dann aßen sie mitsammen, und August

Schlegel brachte viele schöne Hochs aus. Als der Augenblick gekommen war, daß der Wagen vorfuhr, der das junge Paar nach Feldbeck bringen sollte, da nahm der Alte seinen Schwiegersohn beiseit, sah ihn ernst an und sagte:

„Sei gut gegen sie, Hermann!“

Hermann rollten die Tränen über die Backen.

„Ja, das will ich, Vater,“ antwortete er.

Dann kam der Abschied von der Tochter. Der Alte ging mit ihr ins Nebenzimmer und legte der Weinenden segnend seine Hand aufs Haupt:

„Mein Kind, Du hast Dir Dein Schicksal selbst gewählt. Ich denk', Mutter ist heute bei uns, und sie wird auch fernerhin bei Dir sein. Du bist nicht so jung, um Dir einzubilden, daß Du nur Schönes erlebst. Du wirst viel arbeiten müssen und bekommst sonst vielleicht noch mancherlei Sorgen. Du stehst nun auf Dir selbst. Aber das weißt Du, ich verlasse Dich nicht. Gottes Segen mit Dir, liebes Kind.“

Dabei küßte er sie, sie schmiegte sich an ihn und schluchzte. Er ließ sie langsam los und sagte:

„Nun geh' zu Deinem Mann.“

Sie ging. Der Alte sank in den Stuhl und blieb für sich allein, bis ihn August Schlegel mit munterer Rede holte.

Im Wagen aber, der über die Chaussee rollte, saß Charlotte mit ihrem Gatten. Er hielt ihre Hand und ließ sie sich ruhig ausweinen. Am Hoftore in Feldbeck standen die Knechte und Mägde und riefen

Hoch! als der Wagen einfuhr. Charlotte stieg aus, Hermann bot ihr den Arm und führte sie in sein Haus. Sprechen konnte er nicht. Nun traten sie in die Wohnstube. Da umarmte Charlotte ihren Mann und sah verträuten Auges zu ihm auf:

„Hab' mich recht lieb, Hermann. Ich will auch Deine gute Frau sein."

„Ja, min Deern," sagte er.

* * *

Rudolf führte auf der Universität sein lustiges Leben fort. Er kostete dem Alten nach wie vor viel Geld, aber das war seltsam, so strenge Mahnke sonst gegen seine Kinder war, seinem Jüngsten sah er alles nach.

„Denkt Rudolf noch nicht ans Examen?" fragte Elise.

„Ja," meinte der Alte, „das wird nun wohl bald Zeit. Aber laß ihn man erst sein Studentenleben genießen. Nachher als Arzt hat er einen schweren Beruf. Das Lernen fällt ihm ja leicht. Das ist bei ihm nicht so wie bei Ernst."

Wenn Rechnungen kamen oder Rudolf um Geld bat, wurde Mahnke wohl ärgerlich, aber wenn Elise dann meinte, Rudolf brauche jetzt nicht mehr ganz zur Verbindung zu gehören, stellte er sich wieder auf die Seite seines Sohnes.

„Ja, das kennen wir nicht so, Elise. Ich habe

ihm das nun mal erlaubt und muß es jetzt auch durchführen."

Da ließ Elise ihm seinen Willen und drang nicht mehr in ihn, daß er seinen Sohn zur Eile antreiben und zur Sparsamkeit rufen sollte.

Charlotte fehlte dem Alten sehr. Sie kam nicht oft hinein in die Stadt, und wenn sie kam, war sie in dieser ersten Zeit ihres Glückes so voll, daß der Alte fast eifersüchtig auf Hermann wurde. Das überwand er jedoch rasch und freute sich mit seiner Tochter.

„Hermann ist so gut, so gut," sagte sie.

„Das soll er auch, Lotte," entgegnete der Alte, „das hat er mir versprochen."

Er gewöhnte sich daran, daß Charlotte nicht mehr ihm, sondern ganz ihrem Manne gehörte, und die Lücke, die in seinem Herzen war, füllte er aus mit der Liebe zu dem kleinen Mischling, der rosig heranwuchs und ein kluges Plappermäulchen hatte. Dadurch kam Mahnke immer näher zu Elisen; sie begleitete ihn auf seinen Spaziergängen, und August Schlegel sah das mit Bedenken.

„Na, Woldemar," fragte er, „nun winkt sie wohl, wie? Nun hat sie ja das Feld frei."

„Was Du schnackst, August," erwiderte Mahnke.

„Woldemar, ich sag' Dir, das sind grade die richtigen, die sich gar nichts merken lassen. Ich habe neun gehabt und nun denk Dir: ich bin mit meiner

Mine, die ich für einen unschuldigen Engel vom Lande hielt, jetzt auch schon auf den Standpunkt von gehobeltem Rinderbraten und ungewichsten Stiefeln angelangt. Und dabei hab' ich sie doch als einfaches Dienstmädchen und nicht als Haushälterin engagiert. Das halt' der Deubel aus! Da wird auch der stärkste Mann mürbe dabei. Wenn ich sie gehen laß, was denn? Denn krieg' ich eine, die noch zehnmal schlimmer ist. Weißt Du, bis jetzt habe ich das Junggesellenleben ganz nett gefunden, und weil Du damals Klara nahmst, so habe ich nicht ans Heiraten gedacht. Aber sie kriegen mich weich."

„Du willst Dich doch nicht noch verändern?"

„Ich will nicht, aber ich kann englische Beefsteaks nicht vertragen. Es ist ein Elend."

„Reff in de Büx un Hot för Anker, min Jung," lachte Mahnke.

„Ja, das sagst Du," meinte August Schlegel verzagt, „aber wenn es so weiter geht, Woldemar, ich glaub', denn halten wir noch auf einem Tage Hochzeit."

Mahnke konnte noch so viel den Kopf schütteln, August Schlegel ließ sich Elisens Heiratsgedanken nicht austreiben. Sie aber, die er in so argem Verdacht hatte, ging wie immer in ihrer stillen Weise dahin und lebte für ihr Kind.

Was freilich wäre aus dem kleinen Mischling geworden, wenn nicht auch Meier sich seiner angenommen hätte? Er sah noch immer zu Elisen mit

seiner stummen Verehrung auf, und seitdem sie ihm sogar Briefmarken schenkte, war er ihr gänzlich ergeben.

„Haben Sie die schon?“ fragte Elise und zeigte ihm einen Brief aus England, den sie bekommen hatte.

Wie sollte Meier wohl die Jubiläumsmarke zu 2½ Pence lila und blau nicht haben? Aber er brachte es nicht übers Herz, ja zu sagen, denn er fürchtete, Elisen zu betrüben, und deshalb sagte er „nein“. Lügen konnte er aber doch nicht, und darum fügte er wenigstens hinzu: „Ich glaube wenigstens nicht.“

Er nahm die Marke und klebte sie für die bisherige 2½ Pence lila und blau ein. Sie war freilich stärker bestempelt, aber sie stammte von Elisen, und deshalb machte es ihm nichts aus, daß sie weniger schön war. Für den Mischling schnitzte er mancherlei aus Holz, kaufte ihm Bilderbogen zu vier Pfennig und freute sich inniglich, wenn die Kleine die Tiere erkannte und Buh-Kuh oder Miau sagte. Auch ließ er gelbe Erbsen aufquellen und machte mit Streichhölzern Stühle und Tische davon. Ferner lehrte er das Kindchen zählen, wog sie jede Woche und war glückselig, wenn er Elisen melden konnte:

„Sie hat wieder fünfundzwanzig Gramm zugenommen.“

Ja, Meier war nur ein junger Mann in der Kolonialwaren- und Drogenbranche, aber Vatertalente hatte er noch mehr als Freimarken. Elise

empfand seine Freundlichkeit und war ihm mit ihrem Mutterherzen dankbar dafür. Diese Dankbarkeit half ihr mit, daß sie sich wohl fühlte, wenn ihr auch Stunden kamen, wo sie sich hinaussehnte, zu Menschen, die freier dachten, als die im Mahnkeschen Hause.

„Bist Du nun gern bei mir?“ fragte der Alte.

„Ja, Onkel,“ antwortete sie. „Wo könnte ich es besser haben?“

„Aber ich glaube doch, Du denkst in manchen Dingen anders als ich.“

„Das schon, Onkel, aber Du bist so gut gegen mich, daß ich es nicht fühle.“

„Es ist doch schade, Du müßtest mehr unter die Leute kommen, Du bist noch jung.“

Der Alte dachte nach und meinte dann:

„Wir können ja manchmal des Abends zu Konzert im Kieler Hof gehen.“

„Wenn es Dir Vergnügen macht, Onkel, gern.“

„Ja, warum nicht?“

Er wollte ihr etwas bieten. So pilgerten sie Mittwochs nach dem Kieler Hof. Aha, dachte August Schlegel, wenn er sie kommen sah, soweit ist es schon.

August Schlegel war oft im Konzert.

„Weißt Du,“ sagte er zu Mahnke, „wenn ich 'n bißchen was Fettes gegessen habe, denn gehe ich gern zu Konzert, wenn die Musik recht laut ist. Das verdaut nett.“

Er saß immer ganz vorne an, weil es dort am lautesten war und Musikdirektor Heineburg wußte Bescheid und spielte meist Wagner, wenn August Schlegel da war. Der Paukenschläger aber bummste, was er konnte. So halfen sie August Schlegel bei der Verdauung. Er war recht vergnügt an solchen Abenden, und wenn die Uhr zehn wurde, hatte er Hunger.

„Ja," meinte er, „ich geb' ja nicht viel für mich aus, aber ich bin doch in einer Art ein Lebemann. Bis zu fünfundfünfzig Pfennig incluſive. Zwei Schnitt Bier, ein kleiner Bommelunder und ein nettes Butterbrot mit Fleisch, und dann das Trinkgeld dazu. Das macht gerade so viel; und man hat was Gutes im Magen. Das strammt auf." —

Ernst hatte mit Mühe und Not sein Examen gemacht und saß zu Hause, um sich auszuruhen. Er konnte Elisen nicht mehr aus dem Wege gehen wie früher, obschon er noch immer eine Scheu vor ihrem klaren Blick hatte. Sie merkte das, und es verstimmte sie, daß jemand da war, der sich von ihr zurückhielt. Sie strebte danach, ihn offener gegen sie zu machen, sie sah, daß er unter einem Druck einherging, und sie kam und wollte den von ihm abstreifen.

„Wie froh Onkel ist, daß Du jetzt so weit bist, Ernst," sagte sie.

„Ja," antwortete er und sah zum Fenster hinaus. Sein Auge war trübe.

„Und Du selbst, Ernst?"

„Ach, ich bin auch froh. Ich habe mich genug abquälen müssen."

„Hast Du denn alles überwunden, wovon Charlotte sprach? Bist Du von ganzem Herzen in dem Beruf?"

„Ich bin nicht im Beruf!"

„Bist Du denn bereit dazu?"

Ernst schwieg erst eine Weile. Dann wurde er unwillig über die Frage.

„Du glaubst ja doch erst recht nichts, warum erkundigst Du Dich denn?"

„Lieber Ernst, ich frage, weil ich sehe, daß Du etwas mit Dir herumschleppst, was ein angehender Geistlicher nicht zu tragen haben sollte. Das tut mir leid."

Ihr Ton war innig, er rührte an sein Herz. Da drehte sich Ernst zu ihr um und sprach mit müder Stimme:

„Elise, ich tu mir eigentlich selbst leid."

Als er sich das Geständnis abgerungen hatte, war die Rinde geborsten. In der Pause, die diesen Worten folgte, wurde Elise auf einmal seine Vertraute. Das fühlte sie. Und darum ging sie nun nahe zu ihm.

„Wirst Du wirklich bloß Deines Vaters wegen Pastor?" fragte sie eindringlich.

Er hätte ja sagen müssen, aber dessen schämte

er sich, so schwach wollte er nicht vor ihr stehen. Darum erwiderte er:

„Was soll ich sonst werden?“

Sie ließ ihn nicht ausweichen.

„Ja,“ meinte sie, „das ist etwas anderes. Aber schrecklich denke ich es mir, wenn Du bloß deshalb zum Altar gehst, weil Dein Vater es haben will.“

„Nein, so ist es auch nicht,“ entgegnete er, und die Verlegenheit hob ihm die Schultern. „So schlimm ist es wirklich nicht, Elise. Ich habe mich ganz richtig hineingearbeitet und mich überzeugt, daß das alles wahr ist, daß es wahr sein muß. Denn das muß es doch, nicht wahr?“ fuhr er erregt fort und sah Elisen wie um Hilfe flehend an. „Das ist ein so klares System, und man sieht ja tagtäglich, wie es sich bewährt. Da fehlt kein Stein.“ Er stand auf. „Glaube mir, Elise, es ist mir furchtbar schwer geworden, jeden Steinklopfer habe ich beneidet, denn der tat doch ganz, was er kann. Er klopfte Steine, das war einfach. Da habe ich danach gerungen, auch so einfach an meine Arbeit zu gehen. Das ist mir schließlich geglückt.“

„Bloß, daß man zum Steineklopfen keine innere Begeisterung braucht, Ernst.“

„Die kommt auch wohl noch. Überhaupt, warum soll ich mich peinigen? Die meisten von uns wissen von dieser Begeisterung nichts und sind doch gute Pastoren.“

„Aber wem der Beruf heilig ist, der sollte doch mehr von sich verlangen als Steinklopferarbeit.“

„Verlangen. Ja, verlangen kannst Du viel.“

Das klang wieder bitter.

„Wer sieht denn, wie einem ums Herz ist? Man tut seine Pflicht und wird allmählich alt. Das ist alles.“

„Es ist aber traurig, Ernst.“

„Elise, Du weißt nicht, wie ich in Verzweiflung gewesen bin.“

„Verzweiflung wäre aber nicht nötig gewesen, wenn Du etwas anderes geworden wärst.“

„Das wäre sie nicht.“

„Wenn Dein Vater Dich damals in einen praktischen Beruf gesteckt hätte, wärst Du vielleicht ein froher und freier Mensch.“

„Möglich. Jetzt muß ich bleiben, was ich bin.“

„Ja, Ernst, nur nicht mit halbem Herzen. Das ist mir bei Dir der schreckliche Gedanke, daß Du Dein Leben lang zu leiden haben wirst und mit einer Unwahrheit auf der Seele gehst.“

„Ich bin kein Heuchler, Elise.“

„Das glaub' ich Dir. Du bist zu ernst, sonst würdest Du eben nicht so leiden. Aber einen Gewissenszwang fühlst Du doch.“

„Jetzt schon fast nicht mehr, und ich habe gelernt, Zucht gegen mich zu üben. Mit der Zucht aber bringe ich es fertig, den Gewissenszwang zu lösen.“

Sie gab ihm die Hand.

„Dann wohl Dir, Ernst.“

Solche Gespräche erleichterten ihn. Elise hatte eine Kraft, ihn auf das Ganze hinzuweisen und vor dem Halben zu warnen, und er folgte ihrem Winke. Da er empfand, wie wohltätig es für ihn war, sich ihr anzuvertrauen, begann er nun, sie zu suchen, und sie erreichte, was sie gewollt hatte. Sie hütete sich, ihn in neue Zweifel zu stoßen. Sie sprach nicht mehr davon, daß er vielleicht noch etwas anderes werden könne als Geistlicher. Sie redete mit ihm über Glaubenssachen und ließ ihn eifrig werden und freute sich, wenn er seine Meinung gegen die ihre verfocht, die sie immer nur zart andeutete und wenig verteidigte. So stärkte sie ihn und half ihm bei seinem Kampfe, ohne daß er es wußte. Er indessen sah sie in dieser Zeit zum erstenmale an und erkannte, daß sie eine kräftige Frau war, der nichts Schwächliches gefiel. Das Bestreben, von ihr geachtet zu werden, trieb ihn zu mutigerem Auftreten. Er hielt den Kopf nicht mehr gebeugt, er machte größere, straffere Schritte, er tanzte mit der kleinen Trudel, er behandelte Elisen mit einer gewissen Zuvorkommenheit, an die er vordem nicht gedacht hatte. So wurde er männlicher, und das ließ ihn in seinen Gedanken gesunden, daß er nicht mehr schlaff grübelte, sondern etwas Gewisses, Genaues fühlte, und Meier hatte in ihm gar nicht mehr den guten Helfer im Laden.

Ernst wachte auf, wie aus einem schwülen

Traume. Er sah die Wirklichkeit, und weil Elise es war, die sie ihm zeigte, schloß er sich ihr enger und enger an und vertraute ihr voll, was er dachte. Das war eine schöne Zeit für Ernst.

„Es ist seltsam," sagte er, „Du bist doch nicht gläubig, aber Du bringst mich zum Glauben, mehr als all mein Studieren und Ringen."

„Weil ich Dich gern als einen ganzen Mann sehe," erwiderte sie, „alles andere, nur keine Lüge gegen sich selbst."

„Ich will nicht mehr gegen mich selbst lügen!" rief er.

Mit dem Vater sprach er nicht über seine Zweifel. Der Alte forschte auch nicht danach. Für ihn verstand es sich von selbst, daß Ernst alles glaubte, was ein Pastor nötig hatte.

Eine Stelle als Hauslehrer auf dem Lande wurde dem jungen Theologen angeboten, und die Aufgabe, die dort seiner harrte, war ihm lieb, so ungern er von Elisen ging. Er nahm fröhlichen Abschied von ihr.

„Jetzt ist es aus mit der Kopfhängerei, jetzt werde ich etwas Tüchtiges, und das danke ich Dir."

„Jeder hätte an Dir tun können, was ich tat. Du brauchst jemand, der Dir Mut macht, dem Du vertrauen kannst. Das hat Dir bisher gefehlt. Denn ermutigt hat Dich Charlotte auch nicht."

„Aber nun hab' ich das, was ich brauche, nun bin ich ein anderer Mensch."

Elise schaute ihm sinnend nach, als er mit seinem Vater von dannen ging, um sein Amt anzutreten. Sie glaubte nicht recht an den anderen Menschen, aber sie wollte das Ihre tun, um ihn zu schaffen.

* * *

In den ersten Monaten kam Charlotte mit Hermann zur Stadt, wenn er Einkäufe machte und Geschäfte zu besorgen hatte. Nach und nach aber wurde es ihm lästig, und er meinte scherzend:

„Ich brauch' keinen Aufseher!"

Charlotte ließ ihn auch ganz gern allein fahren, denn sie hatte alle Hände voll zu tun, um sich einzuarbeiten. Hermann beschaffte nur das Nötige und fuhr im scharfen Trabe heim. Allmählich aber hatte er mehr Zeit, und sein Wagen stand immer länger vor dem Kieler Hofe.

„Man muß die Frau nicht verwöhnen," sagte er zu seinen Freunden, „man kann doch nich immer to Huus sitten."

Daheim fand er leicht Ausreden für sein spätes Fernbleiben und war aus bösem Gewissen doppelt freundlich zu seiner Frau.

Sie tat alles, was in ihren Kräften stand, um eine tüchtige Landwirtin zu werden. Das Geld war nicht reichlich auf Feldbeck, und viel von dem, was sie mitgebracht hatte, ging in Zinsen und zum Ausbessern des Gutes hin. Da galt es selbst die Hand

anzulegen und mit Freuden suchte Charlotte etwas zu ersparen und sich alle Kenntnisse anzueignen, damit sie vorwärts kamen. Diese Arbeit aber stärkte sie nicht, sondern schwächte sie, und wenn sie abends müde und abgespannt bei ihm saß, konnte er wohl sagen:

„Ich habe gar nicht mehr so viel von Dir, wie in der ersten Zeit."

Sie zählte ihm auf, was sie gearbeitet hatte, und er erkannte es wohl an, indes war es ihm doch nicht ganz recht, wenn sie blaß aussah. Sie kam ihm dann alt vor.

So schlichen sich in Charlottens Herz die ersten kleinen Sorgen ein. Sie mühte sich ab, ihm alles recht zu machen, und sprach zu Vater und Elisen nur das Allerbeste von ihm, aber ein Pünktchen war da, das ließ sich nicht abreiben. Je mehr sie sich anstrengte, um die Wirtschaft zu führen und ihrem Manne zugleich eine muntere Frau zu sein, um so hinfälliger fühlte sie sich, wenn sie nach dem Tagewerk zur Ruhe ging. Dann lag sie lange wach und sann, was sie morgen zu tun habe, und wie sie es anstellen könnte, frisch genug zu bleiben, bis sie in einen dumpfen Schlaf fiel, der sie nicht erquickte.

Er aber wußte von ihren Sorgen nichts, trat hart auf, wenn er durchs Haus schritt, und trieb seine Leute mit ungeduldigen Worten an die Arbeit. Auch damit verletzte er Charlotten. Sie war ihres Vaters Stimme gewohnt, die nie schroff klang, wenn er

etwas haben wollte, jetzt hörte sie schelten, und wenn sie für das Gesinde eintrat, wurde er unwirsch und sagte:

„Das verstehst Du nicht. Mit dem Pack muß man nicht viel Umstände machen. Einladungskarten kann ich denen doch nicht erst schicken, wenn etwas getan sein soll."

„Aber man kann vielleicht in Güte mit ihnen auskommen."

„Bin ich vielleicht nicht gut gegen sie?"

„Das schon, nur die Art und Weise . . ."

„Das lernst Du auch noch."

„Das glaube ich kaum."

„Dann werden sie Dir auf der Nase herumspielen."

Er beobachtete, wie sie mit den Leuten umging, und lachte sie aus, wenn sie freundlich war und bat, wo er einfach barsch befohlen hätte. Geschah es wirklich, daß allerhand von dem, was sie angeordnet hatte, nicht recht gemacht wurde, weil die Leute vor ihr, der Städterin, nicht die gehörige Achtung hatten und den ungewohnten, milden Ton nicht für ernst nahmen, so machte Hermann seiner Frau Vorwürfe. Dann zwang sie sich kurz zu sein, aber das war ihr schrecklich, und sie litt darunter. Ja, die ersten Sorgen kamen, Sorgen, die sie mit niemand teilen konnte. Sie konnte ihrem Mann nicht unrecht geben in allem, was er tat, aber sie hätte ihn lieber anders gehabt. Entdeckte sie sich bei solchen

Gedanken, so hatte sie gleich Gewissensbisse und verdoppelte ihren Fleiß und ihre Mühe, ihm in allem zu genügen. Dadurch kam sie wochenlang nicht nach Koggenstedt.

Dort ging alles seinen gerechten Gang. Rudolf hatte geschrieben, er habe das Verbindungsleben satt und wolle noch ein Semester nach Halle, um da tüchtig zu arbeiten. Elise war mißtrauisch über dies Schreiben, es kam ihr seltsam vor, daß die Verbindung ihm auf einmal nichts mehr galt. Der alte Mahnke aber freute sich nur.

„Siehst Du, er kommt zu Verstand, ich laß' ihn ruhig."

Der Alte war überhaupt recht zufrieden, und er erlebte noch ein großes Glück, denn es ereignete sich, daß eine Pfarre an St. Jakobi frei wurde, und unter den Bewerbern, die sich dafür meldeten, ward Ernst mit präsentiert. August Schlegel hatte eine unruhige Zeit. Er lief vor der Wahl im Kirchspiele herum und bearbeitete die Gemeindemitglieder, als sei er der eifrigste Kirchengänger.

„Seht mal, Kinder, der eine ist ein Ausländer, der schpricht preißisch, so was können wir auf einer schleswig-holsteinischen Kanzel doch nicht brauchen, wie? Na und der andere, gegen den will ich nichts sagen, aber der hat schon sechs Kinder, und darum ist er nicht mehr so mit dem richtigen Avec beim Predigen. Er sitzt auch gut da, wo er ist, warum will er wechseln? Nein, ich will Euch was sagen:

wir nehmen den jungen Mahnke, das hat der Alte wahrhaftig um uns verdient."

Sein Werben war nicht umsonst. Mahnke war ein braver Mann, alle mochten ihn leiden, und deshalb wählten sie Ernst zu ihrem Seelenhirten.

Das war ein Ehrentag für den alten Mahnke, als der Superintendent seinen Sohn feierlich in sein Amt einführte und als Ernst nachher bescheiden, aber doch mit innerer Bewegung seine wohlausgearbeitete Antrittspredigt hielt. Elise sah forschend zu ihm zur Kanzel hinauf; Meier aber, der sonst nicht zur Kirche ging und in seiner Schüchternheit ganz hinten auf der Bank der gefallenen Bräute Platz genommen hatte, fand die Predigt einfach großartig und wurde in dieser Stunde so fromm, daß er sich beinah vornahm, hauptsächlich Kirchenstaatsfreimarken zu sammeln.

Auch August Schlegel war in der Kirche. Er saß neben Mahnke und stieß ihn während der Predigt bisweilen an:

„Das hat er gut gesagt. So muß es kommen. Das ist den alten Sündern grade recht."

Als die Predigt aus war, schüttelten die Gemeindemitglieder Vater Mahnke alle die Hand und waren recht erbaut.

„Ja," sagten sie, „der junge Mahnke wärmt den Menschen."

Musikdirektor Heineburg wollte dem jungen Pastor natürlich ein Ständchen mit dem Torero-

kampf bringen, aber August Schlegel belehrte ihn eines besseren:

„Hör' mal Du, lieber Bruder," denn der Musikdirektor war ein Logenbruder von ihm, „wenn Du nicht weißt, daß sich das bei solcher Gelegenheit nicht paßt, denn bist Du man was ungebildet. Das sage ich Dir brüderlich."

Wenn ihm einer das brüderlich sagte, konnte Musikdirektor Heineburg es ja nicht übel nehmen, sonst wäre er doch am Ende böse geworden.

* * *

So wohl wie in dieser Zeit hatte sich Mahnke lange nicht gefühlt. Erhobenen Hauptes ging er seine Wege, arbeitete in den städtischen Dingen und war ein eifriges Mitglied des Stadtverordneten-Kollegiums. Und weil sein Sohn Pastor war, genoß er jetzt noch erhöhtes Ansehen und mancher kam zu ihm, daß er ihm eine Sache auf dem Rathause vertreten sollte.

Eines Morgens klopfte es und herein trat, den hellblauen Kittel an und die Mütze mit dem rotgelackten Rande in der Hand, der kugelrunde kleine Dienstmann Biel.

„Godn Morgen, Herr Mahnke."

„Na, Biel, wat wüllt Se denn?"

„Ja, Herr Mahnke, ick heff so'n Saak, dat

geiht nu nich länger, un dor wull ick Se beed'n, wat Se dor nich bi'n Magiſtraht mal öber reden wull'n."

„Wat denn, Biel?"

„Ja, Herr Mahnke, ick bin jo nu de Prehſident vun de Swienskaſſ'."

„Jawull."

„Un nu mutt ick doch ock daför uppaſſen, dat dat mit de Swiens hier all goot geiht. Wenn ſe krank wardn un afſtarwn, denn hett uns' Verſekerung ja blot wat to betahlen."

„Dat is wol ſo."

„Ja, Herr Mahnke, un dor meen ick, wat dor h'n Geſetz makt wardn kann, dat de ol Nachtwächter Peterſen nich mehr jede Nacht in unſe Straat dörf."

„Worum denn, Biel?"

„Sehn Se, Herr Mahnke. Wat dat Swien ſo, wat ick mi fett maak, dat wakt ümmer vun dat Tuten up un min Nahwer Langfeld ſin ock. So'n Diert hett ja doch Gemöt, Herr Mahnke, un wenn dat nu alle Stunn'n tuten hört, denn kriegt dat dat mit de Angſt un meent, dor is Füer un dat kann nich rut un wat weet ick, wat ſick ſo'n ol Swien dor ſunſt noch allens bi denkt. Un denn, Herr Mahnke, wat kummt dorvun? Dat geiht eenfach mit dat Fett torügg, un min leewe Fru kann noch ſo goot fodern, dat helpt all nix. Slap mutt dat Swien vör allen Dingen hebben, un dorum dörf dat nich in Angſt

kampf bringen, aber August Schlegel belehrte ihn eines besseren:

„Hör' mal Du, lieber Bruder," denn der Musikdirektor war ein Logenbruder von ihm, „wenn Du nicht weißt, daß sich das bei solcher Gelegenheit nicht paßt, denn bist Du man was ungebildet. Das sage ich Dir brüderlich."

Wenn ihm einer das brüderlich sagte, konnte Musikdirektor Heineburg es ja nicht übel nehmen, sonst wäre er doch am Ende böse geworden.

* * *

So wohl wie in dieser Zeit hatte sich Mahnke lange nicht gefühlt. Erhobenen Hauptes ging er seine Wege, arbeitete in den städtischen Dingen und war ein eifriges Mitglied des Stadtverordneten-Kollegiums. Und weil sein Sohn Pastor war, genoß er jetzt noch erhöhtes Ansehen und mancher kam zu ihm, daß er ihm eine Sache auf dem Rathause vertreten sollte.

Eines Morgens klopfte es und herein trat, den hellblauen Kittel an und die Mütze mit dem rotgelackten Rande in der Hand, der kugelrunde kleine Dienstmann Biel.

„Godn Morgen, Herr Mahnke."

„Na, Biel, wat wüllt Se denn?"

„Ja, Herr Mahnke, ick heff so'n Saak, dat

geiht nu nich länger, un dor wull ick Se beed'n, wat Se dor nich bi'n Magiſtraht mal öber reden wull'n."

„Wat denn, Biel?"

„Ja, Herr Mahnke, ick bin jo nu de Prehſident vun de Swienskaſſ'."

„Jawull."

„Un nu mutt ick doch ock daför uppaſſen, dat dat mit de Swiens hier all goot geiht. Wenn ſe krank wardn un afſtarwn, denn hett uns' Verſekerung ja blot wat to betahlen."

„Dat is wol ſo."

„Ja, Herr Mahnke, un dor meen ick, wat dor nich'n Geſetz makt wardn kann, dat de ol Nachtwächter Peterſen nich mehr jede Nacht in unſe Straat tuten dörf."

„Worum denn, Biel?"

„Sehn Se, Herr Mahnke. Wat dat Swien is, wat ick mi fett maak, dat wakt ümmer vun dat Tuten up un min Nahwer Langfeld ſin ock. So'n Diert hett ja doch Gemöt, Herr Mahnke, un wenn dat nu alle Stunn'n tuten hört, denn kriegt dat dat mit de Angſt un meent, dor is Füer un dat kann nich rut un wat weet ick, wat ſick ſo'n ol Swien dor ſunſt noch allens bi denkt. Un denn, Herr Mahnke, wat kummt dorvun? Dat geiht eenfach mit dat Fett torügg, un min leewe Fru kann noch ſo goot fodern, dat helpt all nix. Slap mutt dat Swien vör allen Dingen hebben, un dorum dörf dat nich in Angſt

jagt wardn. Dat kann ick Se seggen, Herr Mahnke, un dat seggt min leewe Frau ock: min hett all so'n richtigen leidenden Zug um den linken Kusen. Dat gifft mein Dag keen regulären Swienskopp."

„Un Se meenen warraftig, dat dat vun dat Tuten herkümmt, Biel?"

„Dat's so gewiß as Gotts Wort, Herr Mahnke. Ick gah nu all twintig Johr mit de Swiens um un weet mit de Kreatur Beschеed. So'n Diert hett ock sin Verstand, aber dat is för den Speck gornich goot. Mal harr ick een, dat kunn mi örntlich verstahn, wenn ick mit em spreek. Dor bruuk ick man blots „Klaas" to seggen, denn jökel dat mit dat eene Uhr. Aber dat hett ock to veel nadacht, Herr Mahnke, dat hett sick mit de Vernunft öwernahmen, denn dat Speck weer lang nich strippig genog un de Wust weer nich so hartlich, as se sin schall. Ne, Herr Mahnke, dat Tuten bi nachtslapen Tid mutt uphörn. Ick segg, so'n ol lütt Diert dörf nich in sin Roh stört wardn. Dat hett genog dormit to dohn, dat dat an sin tokünftigen Berof as Wust un Schinken denkt. Alle Nebenbeschäftigung is nix Genaues. Dorum meen ick: Petersen bruukt ja bi uns nich to tuten. In uns' Straat wahnen blots orntliche Lüüd, de keen Nachtwächter nödig hebben un de mehrsten holln sick 'n Swien. Wenn he vun amtswegen tuten will, denn lat em dat doch bi Dag dohn, dor sünd de Swiens waak un weeten, dat dor ümmer een is, der

se rut lett, wenn dor Füer utkümmt. Können Se uns dat nich besorgen, Herr Mahnke?"

„Ja, Biel, dat ward wol swar gahn."

„Ja, Herr Mahnke, denn is dat min Plicht, denn mutt ick als Prehsident vun de Swienskass' en außerordentliche Generalversammlung inberopen, un denn faten wi en Resolutschon. Na un denn? Wat will de Magistraht denn maken? Denn mutt he eenfach dat Tuten uphörn laten. Aber ick kam ja leewer in Freeden mit den Herrn Burmeister ut, ick dreeg em jo ümmer de Kuffers to Bahn, wenn he mal verreisen deiht. Un wi sünd jo ock sunst ganz tofreeden mit em. Blots nich dit Tuten bi nachtslapen Tid."

„Ick will mal sehn, wat sick maken lett, Biel."

„Denk ick mi ock, Herr Mahnke. Wi taln uns' Stüer so goot as de annern Börgers, un denn können wi ock verlangen, dat de Stadt uns nich de Swiens bi ehr Geschäft stört. Sehn Se mal to, Herr Mahnke. Un wenn dat wat ward, denn kann 't Se seggen: ick heff sunst ümmer bi den oln Paster Borchert maken laten, aber wenn ick denn mal wedder Kinddööp heff, denn lat ick ock mal bi Ehrn Söhn maken. De kann jo ock all ganz nett preestern, un Kinddööp is jo ock nich so swar. So'n lütt Worm denkt sick jo noch nix dorbi, wenn dor ock'n jungen Anfänger öwer em preestert."

„Na, dat is nett vun Se, Biel, dat Se an mi denken wüllt."

„Ja, Herr Mahnke, een mutt den annern ümmer in de Hand arbeidn. Up de Ort wüllt wi uns' Koggenstedt wol hoch kriegen, wat? Aber dat Irste is, dat de Swiens ehr Roh kriegen. De sünd de Nährstand, Herr Mahnke, un dorum mutt man se achten."

„Dat stimmt, Biel."

„Na, denn nehmen Se 't ock man nich öbel, Herr Mahnke."

„I bewohre, Biel, dorför bin ick jo dor."

„Meen ick ock, Herr Mahnke. Denn adjüs."

„Adjüs, Biel."

Damit zog der kugelrunde kleine Präsident von der Schweinskasse wieder ab, stolz in dem Gefühle, seine Pflicht für seine lieben Pflegebefohlenen getan zu haben und mit seinem Anliegen an den rechten Mann gekommen zu sein.

Solch ein Vertrauen besaß Woldemar Elias Mahnke bei seinen Mitbürgern.

* *
*

Mitten in diesem geruhsamen Bürgerleben traf Vater Mahnke ein harter Schlag. Rudolf bestand das Examen nicht. Das hätte ich sein sollen, dachte Ernst, ihm wird natürlich alles verziehen. Aber er täuschte sich dieses Mal doch in seinem Vater, denn der war ernstlich böse auf seinen Jüngsten.

„Einmal geb' ich ihm nun noch Frist, daß er es nachholen kann," sagte er, „und wenn er es dann nicht erreicht, kommt er hier zu mir ins Geschäft. Dann ist all das schöne Geld umsonst ausgegeben. Und wenn er mir noch mal Schulden bringt, soll er mal was sehen. Nein, das muß ich Dir lassen, Ernst, da bist Du ein ganz anderer Mensch. Du hast es schon zu etwas gebracht. Rechnungen habe ich auch von Dir nie gekriegt."

„Vater ist ja merkwürdig verändert," bemerkte Ernst zu Elisen, „und das so plötzlich."

„Weißt Du nicht, warum? Kennst Du Deinen Vater noch immer so wenig? Dein Vater ist gut, aber er nimmt alles persönlich. Es ist ihm eine Kränkung, daß Rudolf durchgefallen ist, und es gilt ihm als Auszeichnung, daß Du hier Pastor geworden bist. Darum stellt er Dich jetzt höher als Rudolf. Er rechnet es sich zum Verdienst an, was seine Kinder leisten und werden."

„Du hältst Vater für sehr klein."

„Nein. Ich spreche bei Deinem Vater gar nicht von Kleinheit und Größe. Er ist so, wie er hier hat werden müssen. Wie sie ihn alle hier herum erzogen haben. Du kannst selbst am besten davon reden, was diese Erziehung tut. Du bist genau das geworden, was Dein Vater und die lieben Koggenstedter von Dir erwarteten. Zum mindesten bist Du äußerlich so. Wie es jetzt innerlich um Dich steht, weiß ich nicht."

„Das hörst Du aus meinen Predigten."

„Deine Predigten, lieber Ernst, sind gut und brav, aber ich werde das Gefühl nicht los, daß sie etwas Anempfundenes haben."

„Ich bin kein solcher Geist, der eigene Ideen hätte."

„Darauf kommt es nicht an. Ich habe einmal in einer Dorfkirche einen alten Geistlichen gehört, der war wahrhaftig mehr Bauer als Prediger, und Ideen konnte man nicht bei ihm entdecken. Aber wie er sprach, wie er Gott für die Ernte dankte, das war doch etwas Eigenes, ganz aus ihm selbst Fließendes. Darum ergriff es mich. Deine Reden ergreifen mich nicht."

„Weil Du frei denkst."

„Ich denke mich in jede Ueberzeugung hinein. Ich habe mit Deinem Vater noch keine einzige Meinungsverschiedenheit gehabt, denn ich achte seine Frömmigkeit. Sie ist von der alten Art, hat neben der Liebe die Härte und ist echt. Eine richtige tiefe Überzeugung finde ich bei Dir nicht."

„Ich habe sie aber jetzt!" rief Ernst, Das klang wie Trotz.

„Dann sprich sie herzhafter aus."

Das tat er. Seine schwere Natur bewirkte, daß er sich von der Sonnenseite des Lebens abwandte und den Schatten suchte. In dem Dunkel erschrak er über das viele Böse, das darin auf- und abkroch, und er begann von der Kanzel zu eifern und vermeinte Eigenes zu geben und seiner Überzeugung Ausdruck

zu verleihen. Da er aber Stunden hatte, wo er bei seinem Nachdenken fast mehr Elisen als Gott vor Herzen hielt und oft etwas sagte, wobei es ihm durch den Kopf fuhr: was wird sie davon meinen? so geschah es, daß Elise für ihn groß und bestimmend war, und aus der Vertrauten wurde ihm eine, die er nicht mehr entbehren konnte. Die Liebe kannte Ernst nicht, vor Frauen war er immer geflohen; jetzt sah er zum ersten Male ein Weib an, das stark, viel stärker war, als er selbst, in dessen Klarheit er gern mit gewandelt wäre, von dem er alle seine Befreiung erhoffte.

Er brachte es nicht über sich, ihr von dem zu sprechen, was er fühlte, aber er hatte eine Demut vor ihr, die sie aufmerksam werden ließ. Wenn sie ihn dann immer und immer wieder darauf hinwies, wie jämmerlich ein Menschenleben sei, das ewig Stückwerk bliebe, konnte er sehr niedergeschlagen werden, und die Freudigkeit, mit der er anfangs seines Amtes waltete, sank herab. Weil aber die Ursache all seiner Halbheit der Vater war, kam es jetzt vor, daß Ernst nicht mehr so botmäßig zu ihm stand.

„Es ist ein wahres Glück, daß Du hier gleich untergekommen bist," sagte der Alte und schmauchte behaglich.

„Ja, Vater, wenn es überhaupt für mich ein Glück ist, Theologie studiert zu haben."

Erstaunt sah der Alte auf:

„Bist Du damit noch nicht fertig, mit diesen Gedanken?"

„Nein. Und damit werde ich auch wohl nie fertig."

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Du so undankbar sein könntest."

„Vater, wenn Du nicht immer nur an Dich denken wolltest."

„So? An mich denken? Meinst Du, ich habe an mich gedacht, als ich das Geld aufbrachte, um Euch beide studieren zu lassen?"

„Ich habe es nicht verlangt, Vater. Du hast es selbst bestimmt, was ich werden sollte, und ich bin es geworden. Das war vielleicht nicht recht von mir, aber ich konnte Dich nicht betrüben. Nun muß ich mich mit allerhand abfinden. Das geht langsam."

„Wenn ich nur wüßte, was Du eigentlich willst."

„Ich habe noch zu kämpfen zwischen mir und dem, was ich lehren soll."

„Das sind die neuen Ideen. Die gab es früher gar nicht. Es kann doch einfach gar nicht anders sein, als in der Bibel steht."

„Was in der Bibel steht, mag schon richtig sein, das glaube ich auch. Es kommt nur darauf an, wie man es auslegt."

„Das kannst Du alles in Deinen Büchern lesen. Das ist längst beschrieben."

„Ja, Du hast recht, ich darf mir nicht anmaßen, selbst zu denken."

Der Alte begriff seinen Sohn nicht, warum er Zweifel und Kämpfe hatte, und so ärgerte er sich jetzt über beide Söhne. Aber Ernst war doch der beste in dieser Zeit, denn was er innerlich kämpfte, sahen die Leute nicht, während Rudolfs Examenschicksal nur zu bald offenkundig wurde.

In seiner Niedergeschlagenheit bedauerte Elise Ernst, und wenn sie ein gutes Jakobigemeindemitglied nach der Predigt sagen hörte: „In der letzten Zeit wärmt er den Menschen gar nicht recht mehr," so strebte sie danach, Ernst aufzumuntern. Sie vermied es, von seinem Amte zu sprechen, und sagte einmal scherzhaft:

„Nun, wann zieht denn eine kleine Frau Pastorin in das Pastorat ein?"

Da richtete er den Blick auf sie und sah sie so eigentümlich an, so schmerzlich und verlangend zugleich, daß ihr plötzlich klar wurde, was ihn bewegte.

„Nicht doch, Ernst," sagte sie leise.

Er nahm das Gesicht in beide Hände, sie aber legte tröstend die Hand auf seine Schulter. Er weinte sich aus.

* * *

Hermann schrieb eine Karte.

„Charlotte ist krank und muß zu Bett liegen,"

sagte der Alte zu Elisen, „willst Du nicht einmal zu ihr hinaus und vielleicht ein paar Tage dort bleiben? Auf klein Trudel wollen wir schon passen.“

„Gewiß, Onkel,“ entgegnete sie und fuhr nach Feldbeck.

„Ja, die ist immer krank,“ meinte Hermann mürrisch. „Ich weiß gar nicht, was ihr fehlt. Was soll ich mehr für sie tun?“

Elise trat zu Charlotten ins Schlafzimmer und erschrak über das kleine, eingesunkene Gesicht, das ihr entgegenblickte. Hermann ließ sie allein.

„Ich kann nichts dafür, daß ich liegen muß,“ jammerte Charlotte, „und er wurde so böse darüber. Der Arzt sagt, ich habe mich überarbeitet und soll Ruhe haben. Ich kann auch nicht mehr.“

Elise setzte sich still zu ihr ans Bett.

„Ach Elise,“ sagte Charlotte. Und in den zwei Worten lag unendlich viel.

„Was denn, mein Herz?“

„Elise, es geht mir gar nicht gut.“

„Das wird wieder besser, Du kannst bald wieder auf.“

„Ja, das schon, aber das ist es auch nicht. Elise, Du hast recht gehabt mit den halben Gefühlen.“

„Jetzt schon?“

„Ja, jetzt schon,“ entgegnete Charlotte trostlos und faltete die mageren Hände über der Decke. „Wir verstehen uns nicht, Hermann und ich.“

„Ist er hart gegen Dich?“

„Ich brauch' etwas anderes, etwas ganz anderes. Er ist oft wild, und darunter leide ich. Das will er nicht begreifen und geht von mir. Elise!" schluchzte die junge Frau auf, „ich wollte, ich wäre bei Vater und bei meinen kleinen Schülerinnen geblieben. Da hatten mich alle so lieb, so lieb."

„Jetzt mußt Du aber um Dein Glück kämpfen, Lotte."

„Ich kämpfe. Jeden Tag, jede einzige Stunde, die Gott werden läßt. Ich tu ihm alles zu Willen, ich habe wirklich gelernt, was ich hier draußen brauche, ich weiß auch jetzt mit den Leuten umzugehen, aber das hilft alles nichts, er müßte eine andere haben."

„Hat er das schon gesagt?"

„Gesagt noch nicht, und in der Stunde, wo er es mir sagte, mein Gott, ich wüßte nicht, was ich mir da antu."

„Du bist aufgeregt. Du siehst in Deiner Krankheit alles viel schwärzer. Soll ich mit ihm reden?"

„O nein, nein, das ja nicht. Dann wäre alles aus. Das würde er mir nie verzeihen. Die erste Zeit, da wollte er mich so, wie ich bin, da gab er mir nach, aber allmählich ist es ihm unbequem geworden, und es dauert nicht lange, dann bin ich ihm nichts als eine Last."

„Daran mußt Du nicht denken. So mußt Du Dich nicht selbst herabsetzen."

„Ich seh' es aber kommen. Es kann nicht anders sein. Wenn wir wenigstens Kinder hätten! Elise, ich bin doch schon zu alt gewesen. Ich habe nicht mehr die Spannkraft. Ich wollte nachholen, was mir einst entgangen war, aber ich hatte vergessen, daß alles im Leben nur einmal kommt. Ich habe schon Augenblicke gehabt, wo ich sterben mochte."

„Komm nur erst wieder zu Kräften, dann gibt sich alles andere von selbst."

Charlotte indessen ließ sich nicht trösten. —

„Sie muß sehr sanft und rücksichtsvoll behandelt werden," meinte Elise zu Hermann.

„Na, ich tu ihr doch nichts," entgegnete der unwillig.

„Sie bedarf unendlicher Liebe."

„Hat sie sich über mich beklagt?" fragte er mißtrauisch.

„O nein. Sie klagt nur sich selbst an, daß sie Ihnen nicht alles geben kann, wie sie es gern wollte."

„Das hätte sie eher bedenken sollen. Ich will Ihnen was sagen, Frau Struck: Ich habe meine Frau lieb, wahrhaftig, aber ich kann einmal keine Zimperlichkeit und Krankheit um mich haben. Das geht mir auf die Nerven. Ein Landmann muß eine Frau haben, die ihm hilft."

„Hätten Sie nicht lieber eine vom Lande nehmen sollen?"

„Ja, wer das alles im voraus wüßte! Lotte war doch gesund."

„Sie wird auch wieder gesund. Haben Sie nur Geduld und Nachsicht mit ihr."

„Die hab' ich alle Tage."

„Vielleicht nicht immer so ganz."

„Ja, mir läuft leicht einmal der Mund weg, aber das muß sie auch nicht so schwer nehmen. Sie ist immer gleich beleidigt, und ich weiß manchmal gar nicht, weshalb."

„Sie empfindet eben zart. Sie muß sich eben erst dran gewöhnen, daß hier nicht alles still hergeht wie bei ihr zu Hause. Versuchen Sie es nur. Seien Sie recht fröhlich mit ihr. Sie verdient es."

„Ja," gab er nachdenklich zu, „das tut sie."

Er ging zu Charlotten.

„Wird es bald besser mit Dir, mein Deern?"

„Ach, wenn ich erst wieder aufstehen könnte, Hermann. Du entbehrst gewiß viel."

„Bewahre. Laß Dir Zeit. Nachher bist Du wieder frisch, nicht wahr?"

„So gern, so gern, Hermann."

Ihr tat das freundliche Wort unsagbar wohl. Sie hoffte von neuem, und das hob ihre Kräfte. In wenigen Tagen fühlte sie sich gesund und stand auf. Elise aber fuhr in die Stadt zurück.

Es kam jetzt wieder eine Zeit, wo die beiden Gatten einträchtig waren. Hermann hütete sich zu poltern, und Charlotte las ihm alle seine Wünsche von den Augen ab. Sie war dankbar für jede Liebkosung, sie blühte auf, wenn er gut zu ihr sprach,

und ihr Blühen verschönte sie für ihn. Ja, Charlotte glaubte schon an ihr Glück. Aber es kam doch nicht. Hermann war zu bequem, um sich zu ändern. Auf die Dauer hielt er das Freundlichtun nicht aus; er schalt sich sogar weichlich und unmännlich, daß er leise auftrat und keine groben Worte gebrauchte. Aller Zwang war ihm verhaßt, und deshalb hielt er sich bald wieder länger in der Stadt auf, als nötig war, und überließ Charlotten die ganze Wirtschaft.

War dann, wenn er heimkam, nicht alles getan, wie er angeordnet oder auch nur gewünscht hatte, so fuhr er die Leute an, aber das geschah mit Seitenblicken auf seine Frau. Und nach und nach streifte er alle Rücksicht ab und gab ihr vor Knechten und Mägden die Schuld am Versäumten oder Schlechtgemachten. Wie tief er Charlotten damit traf, fühlte er nicht. Er verlangte, wenn er sich in seiner Art ausgesprochen und seinen Zorn gebüßt hatte, daß sie gleich wieder eine heitere Miene aufsetzen und sich hübsch kleiden sollte. Weil ihr das unmöglich war, wurde er von neuem jähzornig.

Sie hatte bis dahin still geduldet, nun aber, wo alle auf dem Hofe merkten, wie es um ihre Ehe stand, erwachte in ihr jener Trotz der Schwachen, mit dem sie sich einst zu Hermann durchgerungen hatte. Sie blieb nicht mehr die Sanfte, Stumme, sondern entgegnete ihm auf seine Reden, und ihre Stimme nahm einen scharfen Klang dabei an, der ihn reizte.

So kamen aus Kleinigkeiten Auftritte, die die beiden weit von einander brachten.

„Warum ist die Scheune nicht gefegt?“ fragte er.

„Da war niemand dafür übrig,“ entgegnete sie, „ich kann nicht alles selbst tun.“

„Hab' ich das vielleicht von Dir verlangt?“

„Das scheint fast.“

„Laß Deine spitzen Redensarten, Du weißt doch, die regen mich auf.“

„Ja, wenn Du nur daran dächtest, was mich alles aufregt.“

„Ich habe Sorgen genug im Kopf, ich kann nicht jedes Wort auf die Wagschale legen.“

„Nein, und da machst Du keinen Unterschied zwischen Deiner Frau und dem Milchmädchen.“

„Fängst Du schon wieder an zu bohren? Keine Stunde hab' ich Ruhe, wenn ich zu Hause bin. Immer das Gejammer.“

„Ja, es ist wahrhaftig so. Ruhig ist es hier nur, wenn Du aus bist.“

„Du treibst mich hinaus. Ich kann Dein wehleidiges Gesicht nicht aushalten.“

„Wer hat es denn wehleidig gemacht?“

„Das steckt in Dir. Ihr seid alle Wehleider, ihr Mahnkes.“

„Du hättest Dich hüten sollen, eine Mahnke zu nehmen.“

„Wenn Du's selbst sagst, dann sag' ich: hätt' ich auch!" schrie er, warf die Tür hinter sich zu und ritt in den Krug.

Charlotte weinte, rang die Hände und sehnte sich nach ihrem Vaterhause zurück.

Ihr Widerstand dauerte nicht an. Er war der Stärkere. Er beugte sie unter sich. Sie spürte seine Kraft, gab oft das Gegenkämpfen auf und suchte ihm zu gefallen. Merkte er das, dann war er eine Zeit lang freundlich, bis er wieder in seine Gewohnheit fiel und hart wurde. So ging es immer.

Wie herrlich hatte Charlotte es sich vorgestellt, mit ihrem Manne durch die Felder zu streifen und sich am Wachsen und Gedeihen da draußen zu erfreuen. Jetzt kam sie kaum vom Hofe, und wenn sie auf den Äckern war, sah sie nicht, was wuchs und grünte und blühte, nein, sie sah nur, wo sie arbeiten mußte, und prüfte ängstlich, ob auch alles in Ordnung war und einigermaßen gut stand, daß die Ernte befriedigend ausfiel.

Was sie an Geld mitgebracht hatte, war aufgebraucht. Hermann sorgte nicht mehr so eifrig für die Wirtschaft, wie früher. Er verließ sich auf seine Frau, so wenig Vertrauen er ja an und für sich zu ihr hatte, und manches ging zurück. Er mußte ungünstig verkaufen, um nur etwas Bares in Händen zu haben, aber schließlich half es nichts mehr, daß er von der Hand in den Mund lebte: ihm fehlten

die Mittel, um seinen Verpflichtungen gerecht zu werden.

Da bat er seinen Schwiegervater, ihm zu leihen, und der tat es. Aber die Weise, in der es geschah, war zögernd und widerwillig. Als daher das nächste Mal die Not kam, wagte Hermann sich nicht selbst zur Stadt. Er sagte zu seiner Frau:

„Du könntest hingehen und Deinen Vater bitten."

Sie gedachte, daß ihr Vater ihr versprochen hatte, sie nicht zu verlassen, darum fuhr sie hin, aber als sie in das Haus trat, wurde ihr unendlich schwer zu Mute, denn es war das erste Mal, daß sie als Bittende in der alten Stube stehen sollte. Sie konnte kaum Meiers höflichen Diener erwidern, ihr war, als stürze die Tür über ihr nieder. Aber es mußte sein, und sie faßte all ihr bißchen Mut zusammen.

„Vater," stand sie vor dem alten Mahnke, „wenn Du noch einmal aushelfen möchtest."

„Mein Kind, mein Kind, das geht nicht gut. Warum kommt er nicht selbst?"

„Er geniert sich wohl, weil er Dich erst kürzlich gebeten hatte."

„Das mag wohl sein. Dazu hat er auch allen Grund. Und Du siehst blaß aus, bist Du krank?"

„Ach nein, lieber Vater, aber die Sorgen, die Sorgen."

Des Alten Herz wurde weich, und er gab ihr,

gab ihr sogar mehr, als sie brauchte. Sie nahm es mit einer Hast, als tue sie Unrecht und habe ein böses Gewissen dabei. Sie wollte gar nicht erst Elisen begegnen, streichelte der kleinen Trudel nur flüchtig den Scheitel, nickte Meier kaum zu, fuhr schnell wieder hinaus und war froh, als sie nichts mehr von der Stadt sah und in Feldbeck anlangte.

Hermann war vergnügt, daß er auf bequeme Art aus dem Gröbsten gekommen war, dankte Charlotten mit derben Küssen und feierte den Tag im Wirtshause bei Rotwein und Karten.

Noch zweimal schickte er seine Frau in die Papenstraße, wenn er sonst keinen Ausweg aus seinen Geldnöten mehr wußte, und leichtsinnig sagte er dabei:

„Dein Alter kann es von Deinem Erbteil nehmen. Ob wir es nun oder später bekommen, bleibt sich gleich, jetzt haben wir es gerade nötig. Nachher sind wir hoffentlich gemachte Leute.“ —

„Du kannst es ja von meinem Erbteil nehmen, Vater,“ meinte Charlotte demütig.

„Ja, Kind, davon ist auf diese Weise auch bald nichts mehr nach. Und was dann?“

Trotz all seiner Bedenken half Mahnke aber, bis es ihm eines Tages zu viel wurde.

„Nein,“ sagte er und stieß starke Rauchwolken aus seiner Pfeife, während er gerader als gewöhnlich im Zimmer auf und ab ging. „Jetzt muß er sehen,

wie er durchkommt. Sonst wird mein Lebtag nichts aus ihm."

„Vater, sei doch gut gegen mich, wenn Du es nicht seinetwegen tust."

Aber der Alte preßte die Lippen hart zusammen und ließ nicht mit sich sprechen.

„Alles hat seine Grenzen. Diesmal geb' ich nichts."

Dabei blieb es.

Charlotte klagte Elisen ihre Not:

„Ich wage mich nicht hinaus ohne das Geld. Ich bin bange, er tut mir wahrhaftig etwas an, wenn ich so komme. Er kann mich schrecklich ansehen."

Elise ging zu Mahnke und bat ihn, aber er ließ sich nicht erweichen.

„Mir hat auch keiner geholfen. Ich habe schon viel zu viel für ihn getan."

Charlotte mußte heimfahren, ohne etwas erreicht zu haben.

Hermann hatte überhaupt nicht daran gedacht, daß sein Schwiegervater ihm auf einmal seine Hülfe verweigern würde, und als nun Charlotte zu ihm kam und bleich und stockend sagte: „Er will nicht," da brauste er auf in seiner Enttäuschung:

„Will nicht, der Alte? Du hast bloß nicht recht gebeten. Du hast ihm das nicht vorgestellt, wie es wirklich ist."

„Ob ich gebeten habe! Ob ich es ihm vorgestellt habe!"

„Ach was, tu nicht so. Du steckst mit ihm unter einer Decke, Du willst einfach nicht, daß er mir etwas gibt."

„Hermann! Ungerechter bist Du noch nie gegen mich gewesen."

„Ungerecht. Laß doch die Redensarten. Ich weiß genau, wie es gegangen ist. Meinetwegen. So können wir bankerott machen und verhungern. Dann hat der Alte ja wohl seinen Willen."

„Du weißt gar nicht, was Du sprichst. Wie kannst Du so über Vater reden, der Dir sonst noch jedesmal entgegengekommen ist? Und weißt Du, was sein Wille ist? Daß Du mich glücklich machen sollst, daß wir zusammen leben, wie Mann und Frau es müssen. Das will und wünscht er."

„Dann soll er auch das Geld dazu geben. Wenn ich immer in Sorgen leben muß, kann ich mich nicht um Dich kümmern."

„Dazu hast Du auch gar keine Lust mehr. Die Sorgen haben damit nichts zu tun, im Gegenteil, wenn Du mich nur lieb hättest, würden Dich die Sorgen um so mehr zu mir bringen. Und weiß Gott, ich würde sie Dir gern erleichtern, denn ich habe Dich lieb, trotz all und allem, was zwischen uns geschehen ist und was Du mir schon angetan hast. Aber mein Vater hat ganz recht, daß er jetzt nicht mehr für Dich einspringt. Wenn Du Deine Frau auch nicht mehr lieb hast, das tägliche Brot

mußt Du ihr doch schließlich selbst verschaffen können."

„Siehst Du, ich sag' es ja, Ihr habt alles abgekartet, und diese Elise Struck, die immer so weise tut, ist natürlich auch mit im Bunde."

„Du bist so verwirrt, daß Du überhaupt nicht mehr weißt, wer Dein Freund und wer Dein Feind ist. Elise hat Vater selbst gebeten, er möge nicht hart sein."

„Sie hat nicht für mich zu bitten. Die mischt sich in alles. Meine Sachen gehen sie nichts an. Aber das glaube mir, Du kommst mir nicht wieder zur Stadt. Eher verkaufe ich den ganzen Rummel hier und ziehe nach Amerika."

„Das wäre vielleicht auch das Beste, da brauchte ich mich nicht zu schämen vor den Leuten, weil ich eine unglückliche Frau geworden bin."

„Das ist Deine eigene Schuld, verstehst Du? Und nun laß mich zufrieden mit dem Gestöhn."

Und wieder war es, wie es immer nach solchen Auftritten kam: er tobte auf dem Hofe umher, brachte mit seinen einander widersprechenden und unvernünftigen Befehlen alles in Verwirrung und Unordnung und jagte schließlich, wenn er des Scheltens satt war oder nichts mehr wußte, was er tadeln konnte, ins Wirtshaus. Von da kehrte er spät nachts heim, ging in einer Art Schamgefühl nicht ins Schlafzimmer, sondern warf sich angekleidet auf irgend ein Sofa, um auszuschlafen.

Seine Frau aber, die alle die langen Stunden, wenn sie ihn an solchen Tagen auch haßte, auf ihn gewartet hatte und eine gewisse Befreiung empfand, wenn sein stampfender Tritt endlich hörbar wurde, lag vergrämt und verbittert auf ihrem Lager und fand keine Ruhe.

Ja, er hatte gesagt, sie solle nicht wieder zur Stadt, aber das Messer saß ihm an der Kehle, er mußte Hilfe haben, und so forderte er sie doch eines Tages wieder auf:

„Rede mit Deinem Vater. Laß ihn das richtig wissen, wie es hier aussieht. Du verlangst ja doch nichts, als Dein und mein Eigentum."

Sie wollte nicht.

„Geh' selbst hin, ich tu es nicht mehr."

„Lotte, sei barmherzig. Du weißt, daß ich nicht zu Vater kommen kann. Das bring' ich nicht über mich. Ich bin ein Mann. Dir fällt's doch leichter."

„Mein Vater ist nicht unerbittlich, und wenn Du ihm alles schilderst, wird er sich am Ende noch einmal erweichen lassen. Wenn es nur das letzte Mal ist, daß Du ihn brauchst."

Alle seine Bitten halfen ihm nichts. Charlotte weigerte sich zu fahren, und so raste er selbst unter heftigen Scheltworten gegen seine Frau nach Koggenstedt. Die Türklinke brannte ihm in der Hand, als er den alten Mahnke „Herein" rufen hörte. Dann

ſtand er vor ihm, wußte kaum etwas zu ſagen und brachte endlich nur die Worte heraus:

„Wenn Du mir jetzt nicht beiſtehſt, iſt es aus mit mir. Rein aus.“

Der Alte ſah ihn durchdringend an:

„Und wenn ich Dir beiſtehe, wird es wohl viel anders?“

Hermann ballte die Hände, und auf ſeinen Zügen lag jene Ehrlichkeit, mit der er ſowohl Charlotten als auch ihren Vater ſchon oftmals umgeſtimmt hatte, daß ſie wieder an ihn glauben mußten.

„Vater, ich will ſchuften, was ich kann. Ich will mich über Waſſer halten, und wenn das nächſte Jahr beſſer wird, halte ich mich auch. Es geht mir nicht ſchlechter als vielen andern in unſerer Gegend. Was kann ich fürs Wetter?“

„Das Wetter iſt nicht allein an Deinem Unglück ſchuld. Das hat wohl noch andere Urſachen. Aber es iſt möglich, daß Du es aufrichtig meinſt. Willſt Du denn aber, wenn ich noch einmal etwas für Dich tue, ſo gut zu Charlotte ſein, wie Du es mir damals verſprochen haſt?“

Hermann merkte, daß ſeine Bitte nicht umſonſt ſein werde.

„Alles will ich!“ rief er erleichtert, „es iſt bloß dieſe ewige Geldknappheit, die uns auseinanderbringt. Tu's, Vater!“

Der Alte ließ das blaſſe Bild ſeiner Tochter

vor seinen Augen aufsteigen. Sie dauerte ihn, und er gab her, was er hatte.

Hermann dankte ihm unter Tränen, und während er heimfuhr, überlegte er sich alles, was er Charlotten getan hatte, und weil die Not wieder einmal von ihm gewichen war, fühlte er seine Schuld und schwor sich, alles ins rechte Gleise zu bringen. Ihm war froh zu Mute.

Aber als er Charlotten erblickte, wie alt sie aussah und wie mürrisch sie seinen lärmenden Gruß erwiderte, und wie sie zurücktrat, als er sie mit der Botschaft von der erhaltenen Hilfe umarmen wollte, brachen seine guten Vorsätze ebenso plötzlich wieder zusammen, wie er sie aufgebaut hatte.

„Denn nicht!" sagte er und ließ sie stehen.

So quälten sie sich hin. Hermann hatte in der nächsten Zeit etwas Glück. Das Korn lohnte gut, und er bekam einen rechten Preis dafür. Es half ihm aber nichts mehr, daß er in guten Zeiten vergnügt und duldsam war und seine Frau durch allerhand Aufmerksamkeiten zu gewinnen suchte. Sie blieb, wie sie war. Da trennte er sich innerlich von ihr, und jeder ging seines Wegs. Sie sprachen nur das Notwendige mit einander. Diesen Zustand ertrug Hermann jedoch nicht, er brauchte, wie polternd er immer war, eine Liebe, die sich an ihn anschmiegte und ihm Gutes tat. Und als seine Frau ihm jedes freundliche Wort verweigerte, als sie gar nichts mehr von ihm wissen wollte, begann etwas wie Haß in ihm

emporzusteigen gegen Charlotten, die still im Hause herumging und von der jeder Blick, der ihn streifte, ihm ein Vorwurf zu sein schien.

Ein paar mal rang er noch danach, das Verhältnis zu Charlotten wieder herzustellen, wie es im Anfang seiner Ehe gewesen war; aber wenn Charlotte auf seine Zärtlichkeiten nur ein schmerzliches, müdes Lächeln hatte und ihn fragte: „Wie lange dauert das nun wohl?", dann brach der Zorn in ihm los, und er war nach jedem solchen Versuch immer weiter entfernt von ihr.

Heißer und heißer wurde das Gefühl des Hasses, bis er eines Abends drohend vor sie trat:

„Hört das nun bald auf, daß ich Luft für Dich bin?"

Sie warf von unten einen kurzen Blick zu ihm, der war kalt, mochte auch eine verwundete Seele daraus sprechen.

„Ich tu meine Pflicht."

„Du tust sie nicht. Ich bin auch noch da."

„Was willst Du noch von mir?"

Ein Erstaunen lag in ihrer Stimme.

„Laß mich doch, wie ich bin, Hermann. Du hast mich so haben wollen, hast jeden Tag daran gearbeitet, bis ich endlich so weit war, daß ich nichts mehr von aller Zukunft erwarte. Du führst Dein Leben und ich meins. Ich denke, damit können und müssen wir zufrieden sein."

„Ich will aber nicht zufrieden sein. Ich will, daß Du mich als Deinen Mann ansiehst.“

„Du meinst, als den unumschränkten Herrn? Nun, ich gehorche Dir in allen Stücken. Mehr kannst Du nicht verlangen. Mehr nicht, das glaube mir, als das Äußerliche. Das Innerliche, das hast Du selbst getötet.“

„Deine hohen Reden verstehe ich nicht. Faß' die Geschichte einmal etwas einfacher an, wie? Du sollst freundlich zu mir sein.“

„Sonderbar genug, daß Dir daran noch liegt.“

Er wollte aufbrausen, aber er hielt sich mit aller Gewalt an der Tischkante fest. Er rang danach, Charlotten jetzt im Guten zu gewinnen. Seine Gestalt sank zusammen:

„Lotte, ist es denn wirklich alles aus zwischen uns?“

Sie schwieg einen Augenblick. Ihr war, als fühle sie eine Wärme von ihrem Herzen emporsteigen, aber sie unterdrückte das Gefühl. Sie hatte sich in ihren schlaflosen Nächten und an all den trüben Tagen zu sehr daran gewöhnt, an kein Glück, an keine Liebe mehr zu glauben, die ihr noch blühen könnte.

Und deshalb nahm sie ihren alten schneidenden Ton wieder an, blieb starr stehen und erwiderte:

„Wir haben uns geirrt, Hermann, und das

müssen wir nun unser Leben lang büßen. Wir beide. Ich büße aber am schwersten."

Er hielt sich noch immer am Tisch fest, das Holz zitterte:

„So? Du denkst, Du hast es am schwersten? Nun, denn will ich Dir etwas sagen: bei diesem Dasein geh' ich einfach zu Grunde."

„Das glaub' ich nicht, Du findest Freuden außerhalb des Hauses."

Jetzt ließ er den Tisch los und kam schwerfällig, die Hände vorgestreckt, nahe zu Charlotten hin.

„Lotte, sieh mal, das kann doch nicht so weiter gehen, wie gehören doch zusammen."

Charlotte hatte keine Milde mehr im Herzen, ganz kurz stieß sie heraus, obschon es ihr selbst weh tat:

„Leider!"

Die Kälte scheuchte ihn zurück. Er ließ die Arme sinken, richtete sich wieder zu seiner vollen Größe auf und das Bittende, Treuherzige verschwand aus seinem Gesicht. Der Ton, in dem er sprach, hatte sich nach Charlottens Art und Weise gebildet:

„Ja. Jetzt sagst Du leider, aber warum hast Du mich liebend gern genommen, als ich kaum um Dich warb?"

„Das hab' ich nicht getan. Ich habe meine schweren Bedenken gehabt, ehe ich Dir mein Jawort gab. Aber Du hast Deine wahre Natur vor mir versteckt, und ich habe geglaubt, daß ich Dich kennte.

und mir auch eingebildet, daß ich Dich liebte. Das war die Täuschung, die nie wieder gut gemacht werden kann."

Nun war es eine lange Zeit still im Zimmer, bis er wieder anfing und die Worte herauswürgte:

„Am liebsten möchtest Du wohl ganz los von mir, was?"

Und sie sagte eisig:

„Wenn es sein könnte: ja!"

Da sprang er auf sie zu, sah sie wild an:

„Dann geh' doch! Geh' doch! Ich brauch' Dich nicht! Geh' doch, eh' Du mich mit Deiner Kälte wahnsinnig machst. Sonst passiert noch etwas!"

Sie wich nicht zurück.

„Was auch passieren kann," meinte sie, „es wäre immer noch besser, es nähme bei uns ein Ende mit Schrecken, als daß dies Elend weiter dauert, bis man endlich im Grabe liegt. Und wer weiß, was dann kommt?"

„Also da bist Du schon angelangt. Nein, nun will ich Dir etwas sagen, jetzt sollst Du bleiben, jetzt laß' ich Dich nicht los."

„Bis ich Dir eines Tages davonlaufe und mich im nächsten besten Soot ertränke. Dann haben wir beide Ruhe."

„So — denkst Du? Und ich soll wohl herumgehen, daß die Leute mit Fingern auf mich zeigen, als ob ich Dich so weit getrieben habe."

„Das hast Du dann ja auch," ächzte sie auf.

„Weib!“ brüllte er, und da geschah das Furchtbarste, was zwischen Mann und Weib geschehen kann: er riß die Faust empor und hob sie wider sie, und wenn sie ihm nicht einen so seltsamen, schrecklichen Blick zugeworfen hätte, der ihn trotz aller seiner Sinnlosigkeit entsetzte, hätte er sie geschlagen.

Sie aber wich, immer das Auge auf ihn geheftet, ganz starr, zur Tür hinaus in die Nacht.

Sie dachte nichts mehr, nur das eine war ihr klar, merkwürdig klar, ohne daß sie Mühe gehabt hätte, es sich wirklich deutlich zu machen: sie wollte nicht mehr leben.

Wie sie war, ging sie über den Hof und in die Felder hinaus. Dort hinten war eine Mergelgrube, da sollte das Ende sein. Das Ende von all dieser Jämmerlichkeit und all diesem Schmerz.

Sie hastete vorwärts, sie hatte Angst, er könne ihr nachkommen, es war ihr manchmal, als fühlte sie seine schwere Hand auf ihre Schulter tappen und sie zurückreißen. Dann hätte sie am liebsten aufgeschrieen, wenn sie nicht fürchtete, sich zu verraten, und wenn sie vor Erstickung überhaupt hätte schreien können.

Es war tief dunkel, sie stolperte über die Steine und achtete nicht darauf, daß sie sich stieß. Ihr Fuß knickte um, wenn sie in die Löcher am Wege trat. Sie merkte es nicht. Sie raste nur vorwärts, daß ihr das Kleid hart um die Kniee schwang.

Da vernahm sie von fernher aus dem Dorfkruge Musik, einen lustigen Walzer. Der kam von demselben Klavier, auf dem sie einst ihren kleinen Schülerinnen zum harmlosen Tänzchen gespielt hatte, eben nachdem Hermann vor ihr stand.

Die Erinnerung an die schöne Sommerzeit, die Erinnerung an alle die Hoffnungen, die sie damals mit scheuer Seligkeit in sich geborgen hatte, wie man wohl eine liebe Blume in das Lieblingsbuch legt, das Gedächtnis an das Gute, das sie im Leben erfahren hatte, von ihrem Vater, von Elisen und auch von Hermann, ja auch von Hermann, alles dies drang mit dem Klange der Walzermelodie in ihr Herz ein, sie dachte zurück an ihre Schule, an ihr Vaterhaus, und das Leben kam leise und doch bestimmt und hemmte ihre Schritte, daß sie nicht in die Verzweiflung rannten. Sie wurde müde, warf sich ins Feld hin und schluchzte.

So löste sich die Bitternis in ihr. Nein, sie konnte nicht sterben. Aber sie wollte auch nicht in Hermanns Haus zurück. Sie sehnte sich nach ihrem Vater, nach seiner ruhigen, strengen und doch so milden Rede. Und auf einmal war sie sich klar: bei ihm wollte sie ihre Zuflucht finden. Sie erhob sich mühsam, wankte der Stadt zu und pochte an das Tor des alten Giebelhauses.

Der alte Mahnke kam.

„Vater," flüsterte sie, denn sie scheute sich, daß jemand sie hören könne, wie leer die Straße auch

war. „Lieber Vater, nimm mich auf, ich kann nicht mehr.“

Der Alte zog sie herein, da brach sie vollends zusammen.

Elise gab ihr Wein, damit sie sich erholte. Dann sagte der Alte:

„Laß uns allein, Elise.“

Nun sprach er mit seinem unglücklichen, noch immer weinenden Kinde. Gütig redete er zu ihr:

„Hast Du nicht selbst auch schuld, mein Kind? Bist Du immer so gegen Deinen Mann, wie Du sein solltest?“

„Vater, ich weiß wohl, daß Du recht hast, wenn Du mir das vorwirfst, aber es hilft doch nichts. Wir passen nicht zusammen, wir müssen von einander.“

Da wurde der Alte ernst.

„Die Schande darfst Du mir und Dir nicht antun, Lotte. Denk' mal, was würden die Leute dazu sagen? Wo Dein Bruder hier Pastor ist.“

„Wenn ich es aber nicht mehr ertragen kann.“

„Wir Menschen sind zum Ertragen da, mein Kind. Das Leben ist kein Spiel. Was man sich einmal gewählt hat, muß man durchführen und muß ausharren und auf Gott vertrauen, daß es alles zum besten ist, wie trübe es uns auch scheint.“

Sein Zureden hatte keine Wirkung auf sie.

„Vater, ich geh' nicht wieder zu Hermann zurück.“

„Das tust Du doch, Charlotte," entgegnete Mahnke fest. „Du gehörst zu Deinem Mann und darfst ihn nicht verlassen. Du mußt mit ihm leben. Einen anderen Ausweg gibt es nicht. Alles andere ist ehrlos und Sünde."

Ihr Flehen und ihr Wimmern nützte nichts. Der Vater blieb dabei, daß sie sich in ihr Schicksal ergeben müsse. Immer wieder gebrauchte er das Wort: „Die Schande darfst Du mir nicht antun."

Dies Wort war es auch, das Charlotten zuletzt bezwang. Es war wie ein großer Stein, der auf sie gewälzt wurde. Sie konnte nicht darunter hervor, sie mußte stille liegen bleiben, der Druck wich nicht von ihr: sie durfte ihrem Vater keine Schande machen. Deshalb mußte sie ihr Elend weiter tragen.

Elise bettete Charlotten in ihrer Mädchenstube, und als der Morgen kam und Charlotte aus einem schweren Traum erwachte, saß Elise bei ihr.

„Was soll ich tun, Elise?" fragte Charlotte und sah die Freundin mit leerem Blicke an.

„Bist Du stark genug, Dir selbst ein Leben zu gründen, so trenne Dich. Aber Du weißt, daß Du Dich dann auch von Deinem Vater trennen mußt, Charlotte. Der verzeiht es Dir nie, weil er es nicht versteht."

Allmählich wurde es nun klarer in Charlotten, und sie schämte sich über das, was geschehen war. Sie hatte nicht einmal mehr den Mut der Verzweif-

lung, der sie am Abend vorher zum Handeln trieb. Aus der Beschämung wuchs ihr die alte Zaghaftigkeit. Ihre Hände hatten nicht die Kraft, die Tür zu einem neuen Dasein zu öffnen.

Hermann kam. Die Angst um Charlotten schnürte ihm die Kehle zusammen.

„Ist sie hier?“ stieß er hervor.

Es gab ihm Erlösung, daß Charlotte am Leben war. — —

Am Abend stand der Wagen wieder vor der Tür, der Hermann und Charlotten nach Feldbeck bringen sollte.

„Tu Deine Pflicht, mein Kind,“ ermahnte der Alte sie in seiner gleichmütigen Weise, die aber doch viel Hartnäckigkeit in sich barg. Darauf wandte er sich zu Hermann und sagte:

„Und Du denk' an Gott, denk' daran, daß Du vor dem Altar gelobt hast, Charlotte als Dein Weib zu halten.“

Hermann tropften die Tränen aus den Augen, er versprach alles. Charlotte blieb tränenlos.

Als in Feldbeck das Hoftor knarrte, und der Wagen vor das Gutshaus fuhr, stieg Charlotte aus und ging in das Haus ihres Mannes, ein willenloses, zerbrochenes Weib.

* * *

Immer mächtiger wurde in Ernst, was er für Elisen empfand. Alles in ihm gährte. Alles drängte nach Befreiung.

Die Frau, diese Frau, die älter war als er, nahm seine Sinne gefangen. Bei allem, was er tat, dachte er an sie, und je ruhiger sie ihm gegenüber war, desto heftiger zerrte es ihn zu ihr hin. Er fragte sie, nur um mit ihr sprechen zu können, um Rat über alle möglichen Dinge, aber sie wich ihm aus, sie vermied es, seine Beraterin zu sein, weil sie sah, daß sie seine Leiterin war. Der rührende Blick indes, mit dem er an ihr hing, drang ihr doch zu Herzen und wider ihren Willen beschäftigte sie sich mit ihm. Sie war froh, wenn er auf der Kanzel einmal einen Ton anschlug, der echt klang; sie nahm Anteil an allem, was er tat, ohne es ihn merken zu lassen. Ihr feines Haupt neigte sich ein wenig nach der Seite hin, wo der junge Geistliche stand und mit stummer, bittender Gebärde zu ihr hinsah.

So kam sie ihm innerlich näher, mochte sie auch nach außen hin sorglich Freundlichkeit und Kühle abwägen. Das Mitleid, das sie mit ihm hatte, ließ den Wunsch in ihr erstehen, er möge ein Mann werden, der sein Schicksal in die Hand nahm. Sie hatte Augenblicke, wo es ihr schön deuchte, wieder mit einem solchen Manne aufwärts kämpfen zu können.

Ernst kam nach wie vor fast jeden Tag. Er konnte es nicht entbehren, Elisens Stimme zu hören,

und wenn sie selbst nur die gleichgiltigsten Dinge sprach. Waren sie allein mit einander, dann rang er danach, sie voll zu seiner Vertrauten zu machen, und es gab nichts in ihm, was er nicht mit einer Lust vor ihr ausbreitete, damit sie alles sähe, alles begriffe, ihm in allem helfe. Und dann und wann schlichen sich Laute in seine Rede, die hatten einen eigenen Klang, die sagten mehr, als noch so viele Worte. Endlich kam die Stunde, wo es in ihm losbrach mit aller Gewalt seiner unterdrückten Seele.

„Elise," sagte er, „weißt Du eigentlich, wie es um mich steht?"

„Du findest Dich in Deine Art, Ernst," erwiderte sie. „Du bequemst Dich in Dein Amt hinein."

„Ach, sprich nicht davon. Was geht mich hier bei Dir mein Amt an? Ja, ich finde mich hinein, ich bin zäh, Elise, aber etwas anderes, das ist noch viel zäher in mir. Weißt Du, was das ist?"

„Die Liebe zu Deinem Vater."

„Elise, wie kannst Du so gering von mir denken, daß Du mich jetzt mit Absicht nicht begreifst? Verachtest Du mich wirklich?"

„Nein, Ernst, das tu ich nicht."

Sie sah frei zu ihm auf. Er fuhr fort:

„Es bebt alles in mir, Elise, und es bebt zu Dir."

Sie stand schnell auf.

„Ernst, nun laß uns auseinandergehen."

„Nein," erwiderte er und richtete sich auf, daß er viel größer war als sonst und männlich aussah, „wir gehen nicht auseinander, bis Du zugibst, daß Du mich verstehst."

„Und wenn ich das zugebe?"

Da kam er wie ein hilfloses Kind auf sie zu:

„Elise, ich habe Dich so lieb, so lieb."

„Mein Ernst," entgegnete sie, und ein warmes Mitgefühl strömte aus diesen Worten hervor.

„So lieb, so lieb," sagte er immer wieder, „und ich bin unglücklich und elend, wenn Du mich nicht wieder lieb hast."

„Das hab' ich wohl, Ernst."

„Ja, das weiß ich, Du bist gut gegen mich, aber, Elise, ich will mehr von Dir, ich will, daß Du mich lieb hast, wie ich Dich liebe. Kannst Du das?"

Unsagbar flehend flüsterte er das. Es tat ihr bitter weh, als sie ihm antworten mußte:

„Nein, Ernst, das kann ich nicht."

„Warum nicht? Warum denn bloß nicht!?" rief er verzweifelt, „Du siehst, wie ich nicht mehr ohne Dich sein kann."

„Es ist manches, Ernst, das uns nicht zusammenkommen läßt."

„Aber das räum' ich weg, das stoß' ich einfach über den Haufen. Ich will zu Dir."

„Ernst, es gibt Mauern, die lassen sich nicht umstoßen. Wenn ich Dir jetzt auch Schmerz bereite, ich muß wahr gegen Dich sein: die größte Mauer

ist, daß ich Dich eben nicht so liebe, wie ich einen Mann lieben müßte, um ihm anzugehören."

„Kann ich mir das nicht erringen?"

„Das glaub' ich nicht. Und soll ich Dir sagen, warum nicht? Es fehlt Dir das Eine, was mich zwingen könnte."

„Und das ist?"

„Die Kraft, Dir selbst zu leben."

„Elise, wenn Du willst . . . ."

„Nein, Ernst, ich will nichts von Dir. Ich sage Dir nicht, was Du tun sollst. Denn ich könnte Dir auch dann noch nicht dafür einstehen, daß ich Dein würde. Dann wärest Du noch viel unglücklicher. Laß uns Freunde bleiben, wie wir jetzt sind, und verlange nicht mehr."

„Doch verlang' ich mehr," fuhr er auf und wie ein Schrei kam es heraus. „Ich habe immer nur gearbeitet und gearbeitet und nicht aufgeatmet, aber ich will noch einmal in meinem Leben aufatmen. Du sollst es sein, die mir dazu verhilft. Du mußt es, Du mußt es!"

„Ernst."

Er ließ sich nicht mehr halten. Er stürzte auf Elisen zu, umklammerte sie eisern und versuchte ungeschickt, sie zu küssen, bis sie sich ihm mit all ihrer Kraft entrang und ihn zurückstieß, daß er taumelte.

Sie holte tief Atem.

„Ernst, geh'!"

„Nein, ich gehe nicht, Elise. Habe doch Erbarmen mit mir. Und wenn's weiter nichts ist, als Erbarmen."

„Was nützt Dir alles Erbarmen? Das ist keine Liebe. Wie kannst Du Dir denken, daß ich Dich liebe? Glaubst Du, ich könnte mit Dir leben, in Deiner Luft? Glaubst Du, mir könnte Deine Halbheit genügen? Was wäre das für ein Dasein, das wir führen würden, wenn Du dahingingest, ewig die halbe Unwahrheit im Herzen, die Dich nirgends verläßt, auch nicht auf der Kanzel?"

„Dann werf' ich das hin. Dann mach' ich mich frei."

„Und dann? Was willst Du dann?"

„Das weiß ich nicht. Wenn ich nur die eine Gewißheit habe, daß Du doch meine Frau werden willst."

„Die kann ich Dir nicht geben."

„Aber die Hoffnung, wenigstens die Hoffnung?"

„Die könnte ich Dir vielleicht erst nach Jahren geben, und dann wäre es sicher schon für mich zu spät."

„Nie, nie!"

„Das sagst Du heute."

„Das sag' ich immer."

„Bis Du es eines Tages nicht mehr sagst. Ich hätte dann wohl nichts verloren, ich bin kräftig genug, um Abgestorbenes zu begraben, aber auf Dir

würde nur ein neuer Druck lasten, und Du kämest von einer Halbheit in die andere. Es ist besser so, daß alles bleibt, wie es ist."

„Du glaubst nicht an mich."

„Laß mich Dich in dem einen stark sehen, daß Du jetzt unbeirrt an Dir arbeitest, um das ganz zu werden, was Du sein sollst, dann will ich an Dich glauben."

„Weiter hast Du nichts für mich?"

„Das ist viel, Ernst, mehr als Du in dem Augenblick ahnst."

Er zitterte am ganzen Körper. Sie legte ihm linde die Hand auf den Scheitel.

„Du wirst es mir noch einmal danken, daß ich klar gesehen habe."

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Doch. Eine Frau sieht in die Zukunft in solcher Stunde. Sie fühlt genau das Richtige. Und nun komm, sei mein guter, alter Ernst." Sie streichelte ihn, „und sage Deinem Vater nichts davon, was hier geschehen ist. Es hilft Dir nichts, und Du würdest ihn nur traurig machen."

„Ich muß es ihm aber sagen, wie es um mich steht, und daß ich Dich liebe und daß ich los will."

„Was willst Du damit erreichen? Dein Vater wird höchstens böse auf Dich, und das erträgst Du ja nicht. Dann lenkst Du doch wieder ein. Er hat auch Kummer genug mit Lotte. Darum ist es besser, daß alles unser Geheimnis bleibt."

Er erhob sich. Noch einmal bat er:

„Du willst nicht, Du willst auch nicht, wenn ich Vater vergesse und den Schritt tu, den ich schon vor Jahren hätte tun müssen?“

„Es geht nicht, Ernst. Du kannst es gar nicht mehr. Kannst nicht über Dich selber hinaus. Täusche Dich nicht.“

Er verließ sie in trostloser Traurigkeit. Einmal in seinem Leben war die Flamme, die in seinem Herzen glomm, hell aufgelodert, aber er fühlte selbst, als er aufrichtig über sich nachdachte, daß er nichts hatte, womit er sie nähren konnte. Da ließ er sie mutlos wieder zusammensinken. Und er sprach nicht zu seinem Vater, sondern grub sich ein als einsamer Mensch.

Elise aber blickte ihm nach, und so wenig sie ihn auch liebte, es war doch ein leises Bedauern in ihr darüber, daß sie ihm nicht das sein konnte, was er wollte.

* *
*

„Nein, weißt Du, Woldemar, wenn es so weiter geht, krieg' ich saure Nerven,“ sagte August Schlegel, „der Mensch will doch einen ordentlichen Teller Suppe haben, und mein Unschuldsengel vom Lande besitzt eine Hartnäckigkeit darin, mir Spülwasser vorzusetzen, daß ich mich wahrhaftig schon

als glücklichen Bräutigam sehe. Es hilft mir nichts. Ich bin ganz niedergebrochen mit dem Magen, und was Hemdenknöpfe sind, weiß ich bloß noch aus grauer Vorzeit. Wenn wegjagen was nützte: je eher, desto besser, aber ohne weibliche Hand kann ich nicht durch dieses Leben gehen. Und die weiblichen Hände wollen alle Rosenketten der Liebe zwischen den Fingern haben, sonst sind sie nicht milde. Ich sehe es kommen, daß Du mein Trauzeuge wirst. Und wie geht es mit Deiner?"

„August, Du weißt, daß Du Dich bei Elise verrechnest."

„Das hätte ich damals eigentlich wissen sollen, so hätt' ich sie lieber selbst genommen. Aber freilich, es muß was an mir sein, was einen merkwürdigen Reiz ausübt, und da wäre Elise am Ende auch nicht anders gewesen, als die übrigen. Na, heute abend sehen wir uns im Konzert, nicht?"

„August, ick heff keen Lust. Ick weet nich, wat dat mit Rudolf is. Ick glöf, de deiht sin Lebdag nich good. De Jung liehrt nix, de bummelt blots. Ich weiß jetzt auch, daß er gar nicht freiwillig aus der Verbindung gegangen ist. Sie haben ihn ausgeschlossen, weil er sich zu viel herumtrieb und Schulden machte. Das sagte mir Amtsrichter Neuberts Sohn, den Rudolf damals in die Verbindung hineinbrachte. Ich hätt' es ihm wohl nicht erlauben sollen, daß er eintrat, aber gerade, weil er ein leichter Charakter war, dachte ich, der Halt sollte

ihm gut tun. Nun hab' ich nichts, wie Schulden zu bezahlen und Ärger davon."

„So. Hm. Ja, Woldemar, ein scharfes Auge mußt Du auf ihn haben, das habe ich lange gemerkt."

„Das kann ich aber doch nicht. Er ist da, und ich bin hier. Jetzt wird er wieder nicht fertig mit dem Examen. Was soll daraus werden? Er kann nicht ewig studieren. Er wird überhaupt bald gar nicht mehr genommen."

„Nun, wenn er auch gerade kein Doktor wird, es gibt ja furchtbar viele Dokters, sieh mal, denn kann er noch immer bei der Versicherung eintreten. Da nehmen sie gern studierte Leute, und erst recht welche mit Schmissen."

Der Alte warf seinem Freunde einen verächtlichen Blick zu und erhob sich stramm:

„O nee, für die Versicherung ist mir mein Junge doch noch zu gut. Dann weiß ich was Besseres. Wenn Rudolf sich im nächsten Halbjahr nicht schickt, denn kummt he hierher to mi in't Geschäft, denn will ick em unner Upsicht hebben und noch ein bißchen von dem gut machen, was ich vielleicht versäumt habe."

„Hier ins Geschäft? Und das soll er übernehmen?"

„Jawohl. Dann braucht es nicht verkauft zu werden."

„Wenn das man gut geht. Ernst hätte sich besser dazu gepaßt. Der wußte im Laden so genau Bescheid, wie Dein Freimarken-Meier; aber Rudolf sieht mir gar nicht danach aus, als ob er sich mit einer blauen Schürze hinstellen würde."

„Das muß er lernen, wenn es ihm auch schwer fällt. Ich mache mir selbst Vorwürfe, ich bin immer zu nachsichtig gegen ihn gewesen, aber ich hab' ihm doch nur Gutes tun wollen, und wenn er mir jetzt mit Undank lohnt, muß ich hart werden. Ich hab' es satt. Ich reise hin und seh' mir an, wo dat bi em steiht. Und wenn ich merke, daß er keinen Ernst macht, hol' ich ihn einfach her. Damit basta."

„Du mußt es wissen, aber ich fürchte, Rudolf ist für den Syrupshandel verdorben."

„Immer noch beeter, as dat he ganz verdarwt."

Der Alte reiste zur Universität und suchte Rudolf unvermutet auf. Was er da sah und erfuhr, war furchtbar traurig für ihn und riß viel Liebe zu seinem Sohne aus seinem Herzen.

Von Büchern war in Rudolfs Stube kaum eine Spur zu sehen. Ein Mädchen hatte er bei sich, und seine Wirtin klagte, daß er ein wüstes Leben in den Wirtshäusern führte. Er, der früher schmuck gewesen war, sah zerrissen und heruntergekommen aus.

Da verhärtete sich der alte Mahnke wider seinen jüngsten Sohn. Er reichte ihm gar nicht die Hand, sondern sagte nur mit einem Blick auf das Mädchen:

„Wenn Du allein bist, komm' ich wieder vor. Ich habe mit Dir zu reden."

Auf Rudolfs Wink schlich das Mädchen aus der Stube, und nun schaute der Alte seinen Sohn, der mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand, zornig und schmerzlich zugleich an; dann sagte er:

„Das siehst Du selbst ein, daß es so nicht weiter mit Dir gehen kann, nicht wahr? So ganz verbummelt bist Du wohl nicht?"

Rudolf entgegnete nichts. Der Alte fuhr fort:

„Ich gebe Dir natürlich keinen Pfennig mehr für Dein Lotterleben. Unrein, wie Du geworden bist. Schäm' Dich!"

Er trat dicht auf ihn zu. Rudolf verharrte in seiner halb scheuen, halb trotzigen Stellung.

„Du kommst nach Hause, verstehst Du? Meinst Du, ich habe mein Geld verdient und gespart, damit Du es hier mit solchem schlechten Mensch durchbringen kannst? Ich schäme mich für meinen ehrlichen Namen! Nach Hause kommst Du! Das, was Du studieren nennst, damit ist es jetzt zu Ende."

Rudolf zuckte zusammen.

„Was soll ich denn?"

„Du sollst ins Geschäft treten. Sieh zu, daß Du da was Tüchtiges lernst, damit ich und die andern Menschen Dich wieder achten können. Das

wird freilich lange genug dauern, denn Du hast es schlimm getrieben, mein Junge."

„Ich gehe nicht nach Haus. Ich kann nicht ins Geschäft treten. Davon versteh' ich nichts und es interessiert mich auch nicht."

„Das lernt sich bei gutem Willen."

„Ich hab' keinen guten Willen dafür."

„Den will ich Dir allmählich beibringen."

„Ich bin kein kleiner Junge mehr."

„Nein, leider! Sonst wüßte ich, was ich mit Dir tät', mein Sohn."

„Vater, beleidige mich nicht."

„Du bist kein Verbindungsstudent mehr. Mit verletztem Ehrgefühl komm Deinem Vater nur nicht. Hättest Du noch Ehrgefühl, dann sähe es hier anders aus. Dann lebtest Du nicht in der Gesellschaft, die ich hier bei Dir ertappt habe. Und ich hätte nicht wieder einen Pack Rechnungen von Dir in der Hand. Sogar Wechsel!"

Der Alte zog die Papiere heraus, Rudolf wurde rot und wandte sich ab.

„Ist wirklich gar nichts mehr in Dir von Scham und Schande, Rudolf?" fragte Mahnke, der das Erröten seines Sohnes bemerkt hatte und es für ein gutes Zeichen hielt. Seine Stimme war weicher.

„Ich weiß nicht, Vater," antwortete Rudolf gequält, „ich kann nichts dafür, ich bin so allmählich hineingeglitten."

Durch seinen weinerlichen Ton wurde der Vater von Mitleid gerührt.

„Hab' ich Dir zuviel den Willen gelassen?"

„Ich kann nichts erklären, Vater."

Es war ihm unendlich peinlich, seinem Vater so gegenüberzustehen, am liebsten hätte er sich irgend wohin verkrochen. Unwillkürlich griff seine Hand nach der Flasche neben ihm auf dem Tische, aber er traute sich doch nicht, in Gegenwart seines Vaters zu trinken, wie er schon oft getrunken hatte, um alles zu vergessen.

Mahnke hatte die Bewegung bemerkt.

„Laß nur stehen, Rudolf. Ein Glas Wein soll der Mensch trinken, damit er fröhlich wird, wenn er seine gute Arbeit getan hat; aber Du hast keine Veranlassung fröhlich zu sein. Du mußt in Dich gehen und recht sehr fühlen, was Du gegen Gott und gegen mich und gegen das Andenken Deiner Mutter gesündigt hast."

Als sein Vater von der Mutter sprach, schluchzte Rudolf auf.

„Ich bin ja nicht schlecht," wimmerte er, „ich bin doch nur leichtsinnig gewesen, wie so viele andere es auch sind. Das soll alles anders werden. Ich will arbeiten, was ich kann, Vater, glaube mir das. Ich will mit allem brechen."

„Ich glaube Dir jetzt nichts mehr, Rudolf. Jedenfalls muß erst eine Zeit vergangen sein, bis ich wieder Vertrauen zu Dir haben kann. Für die

Wissenschaft hast Du Dich verpfuscht. Du kommst nach Hause."

„Ins Geschäft!" schrie Rudolf.

„Ins Geschäft," antwortete der Alte mit unbeweglicher Ruhe. „Das ist eine angesehene Stellung, mehr kannst Du wahrhaftig nicht verlangen. Nimm es als einen Beweis, daß ich nicht ganz an Dir verzweifle. Ich habe mit Ehren alle die Jahre in dem Geschäft gearbeitet, darum kannst Du Dir auch noch Ehre darin erwerben."

„Nie! Da geh' ich zu Grunde! Da komm' ich überhaupt nicht hin."

„Was willst Du denn? Sie leihen Dir nicht ewig, und ich bezahle nichts mehr für Dich."

„Dann mache ich mich selbständig und werde irgend etwas, einerlei, was es ist."

„Meinst Du, daß das ehrenvoller für Dich wäre und Dir besser aus dem Sumpf hülfe, als was ich Dir anbiete? Was willst Du denn? Was hast Du gelernt? Kurpfuscher werden?"

„Ich finde etwas."

„Du? Wenn ich Dir glauben könnte, daß Du stark genug wärest, um wirklich selbst durchzukommen, so würde ich zu Dir sagen: geh' nach Amerika. Dahin gehören Leute wie Du, da hat sich mancher an harter Arbeit wieder emporgerafft und seinen Herrgott kennen gelernt. Aber wenn ich Dich ansehe," auf einmal wurde er milder, „mein Junge, wie bist Du doch Deiner Mutter ähnlich. Die hatte auch

das weiche Gesicht, die konnte auch nicht recht aus eigener Kraft das Leben führen, wie sie es wohl gern wollte. Jetzt bist Du zu lange Dir selbst überlassen gewesen. Schlimm genug. Aber das soll besser werden. Komm zu mir, ich sag' es im Guten für Dich, Rudolf."

„Das hast Du jetzt leicht sagen."

„Sollen das Vorwürfe sein?"

Rudolf schwieg. Die Milde schwand aus des Vaters Stimme, und er wurde von neuem ärgerlich:

„Vorwürfe? Kommst Du mir so? Dann hast Du bei mir verspielt. Das merke Dir. Also kurz und gut: heute in acht Tagen bist Du zu Hause, wenn Du überhaupt noch ein Vaterhaus haben willst. Sonst geh', wohin es Dich treibt; aber Du rennst in Dein sicheres Verderben."

„Du schickst mich da hinein."

„Ich weiß Dein Bestes, und weil Du nicht imstande gewesen bist, ein ordentlicher Mensch zu werden, will ich von heute an versuchen, ob ich Dich retten kann. In acht Tagen oder nie!"

Er ging, fuhr heim und sagte zu Elisen:

„Laß Lottes Stube zurecht machen, Rudolf kann da wohnen."

„Rudolf kommt?"

„Ja, und er bleibt da."

Elise warnte Mahnke leise:

„Sei nicht zu strenge."

Der Alte aber blieb hartnäckig:

„Wenn er nicht Doktor werden kann, wird er Kaufmann, das bin ich auch und brauch' mich nicht dafür zu schämen. Geld geb' ich nicht mehr für ihn aus. Er soll endlich lernen, welches zu verdienen."

Rudolf kämpfte mit sich. Schrecklich war ihm der Gedanke, daß er in Koggenstedt als Kaufmann einziehen sollte. Noch schrecklicher erschien es ihm aber, sich selbst ein Leben zu gründen. Er sah nirgends etwas, womit er es hätte bauen können, und er war zu weichlich, als daß er sich in die Not stürzen mochte. Von allen Seiten drängte man ihn seiner Verpflichtungen wegen. Die mit ihm studierten, mieden seine Gesellschaft, und das Mädchen, mit dem er zusammen war, hatte ihn satt, als sie merkte, daß er keine Mittel mehr besaß. Alles drohte, über ihn hereinzubrechen, und so, weil er gar keinen andern Ausweg fand und doch noch der Rest von Liebe in ihm bebte, den er einst in unverdorbenen Tagen für Vater und Mutter empfand, kehrte er heim.

Die Kämpfe und Sorgen der letzten Zeit, seine Scheu vor dem Vater und vor allen übrigen Menschen hatten ihn vollends verwüstet. Sein früher frisches Gesicht war abgezehrt, und die Narben brannten in heißem Rot darin. Niemand sah er frei ins Auge. Die Art und Weise, in der er zuletzt gelebt hatte, machte ihn krank, und er brauchte Wochen unter Elisens Pflege, bis er sich so weit

erholt hatte, daß er den Willen seines Vaters tun und sich im Hause nützlich machen konnte.

Elise riet dem Vater:

„Stell' ihn nicht gleich in den Laden, laß ihn erst Deine Briefe besorgen und so etwas."

Das tat Mahnke. Aber Rudolf erhielt kein freundliches Wort von ihm. Er wollte seinen Sohn strenge erziehen, so weh' es ihm selbst manchmal tat. Rudolf war stumm. Sein unstetes Wesen ließ ihn nicht eine Minute ruhig sein, und wenn er zu arbeiten bekam, verzog er sein Gesicht wie im Grimm. Mit Elisen sprach er nicht. Sie hätte gern die Starrheit in seiner Seele gelöst, aber er ließ sie gar nicht zu sich. Vor seinem Bruder Ernst verkroch er sich. Kein gutes Zureden half, sein Gemüt war zerstört. Hatte er widerwillig seine Arbeit getan, so saß er oben in der Stube und mied alle Hausgenossen. Er ging nicht aus, er ließ sich nicht unter den Menschen sehen.

Vater Mahnke hielt das für Reue, und es befriedigte ihn. Elise aber sah sein Wesen mit Kummer. Dann sagte Mahnke eines Tages zu ihm:

„Es wird Zeit, daß Du Dich auch einmal um den Laden bekümmerst."

Da zischte er empor:

„Das tu ich nicht! Das tu ich nicht!"

„Das wirst Du gewiß tun! Damit Du Dich überall ausbildest in dem, was Dir für Deine Zukunft nötig ist."

„Und wenn Du mich in den Laden schleppst, ich rühre keine Hand.“

„Gewöhne Dich nur an den Gedanken. Stelle Dir nur vor, was Du mir schuldig bist. Ein anständiges Handwerk ist das ja wohl, was Dein Vater treibt, wie? Sonst hättest Du das Geld nicht von ihm nehmen dürfen, das er damit verdient hat.“

„Ich tu es nicht. Ich stelle mich nicht hinter den Ladentisch. Mache mit mir, was Du willst.“

„Laß ihm Zeit, Onkel,“ bat Elise.

Der Alte aber sah nur seinen eigenen Willen und drängte Rudolf jeglichen Tag, das Praktische zu erlernen. Meier sollte ihm helfen.

„Der?“ lachte Rudolf höhnisch auf, „unter dem soll ich stehen? Bis Du mich dazu kriegst ....“

Er wurde immer unruhiger, immer aufgeregter. Sein Kopf ging hin und her, seine Augen flackerten. Eines Morgens war er verschwunden, blieb den ganzen Tag über fort und kam abends erschöpft nach Hause. Seine Kleider waren naß und zerrissen.

„Wo bist Du gewesen?“ fragte Elise.

„Das geht Euch nichts an.“

Mahnke hatte Angst ausgestanden, und so kam es, daß er nachsichtiger war, als er sich vorgenommen hatte.

„Was machst Du für Streiche, Rudolf,“ sagte

er. „Kannſt Du gar nicht daran denken, daß Du mir immer nur Sorge bereiteſt?“

Rudolfs Mund zuckte.

„Du biſt doch kein ſchlechter Junge, das ſagſt Du ja ſelbſt. Nun laß mich ſehen, daß Du tüchtig wirſt.“

„Werd' ich mein Leben nicht,“ murmelte Rudolf, „und hier erſt recht nicht.“

„Aber beſſer kannſt Du es nicht haben. Was willſt Du noch?“

„Gar nichts will ich mehr,“ ſtieß Rudolf hervor, „gar nichts!“

Er barg ſich wieder in ſeinen Winkel, und niemand vermochte etwas über ihn. Dieſer Trotz verbitterte den Alten vollends, und er zwang Rudolf zuletzt, den Laden zu betreten. Davon hatte er aber ſelbſt keine Freude, denn die Kunden erſchraken über das finſtere Geſicht, das ſie anſtarrte, und Meier war wie gelähmt.

Noch ein paarmal lief Rudolf weg und blieb immer längere Zeit aus. Sein Verhältnis zum Vater verſchlechterte ſich von Woche zu Woche. Mahnke ſtellte ihm Ernſt immer als Vorbild hin.

„Das war früher nicht,“ meinte Rudolf dann. „Früher war ich doch immer der Beſte.“

„Die Zeit hat es anders gelehrt. Ich habe Ernſt viel Unrecht getan. Du ſollteſt nur hören, was er predigt, daran könnteſt Du Dich aufrichten.“

„Ach, das glaubt er ja selber nicht, was er da erzählt."

„Woher weiß Du das?"

„Er hat es mir oft genug geklagt."

„Er hat alles überwunden."

„Was ahnst Du davon."

„Was ich davon ahne? Ich, Euer Vater?"

„Gar nichts weißt Du von uns. Ernst hast Du immer stramm genommen, und mich hast Du laufen lassen, bloß weil ich Mutters Nestküken war. Und nun, wo die Sache mit mir schief gegangen ist, willst Du mich auf einmal umkrempeln. Das geht aber nicht mehr."

„Das wollen wir sehen."

Nach derartigen Unterredungen standen sich Vater und Sohn gehässig gegenüber, und wie sehr sich Elise zu vermitteln bemühte, es gelang ihr nicht. Der Alte wurde zum Felsen. Elise tat auch alles Mögliche, um Rudolf mit seinem Schicksal zu versöhnen, aber der sagte nur:

„Ganz weglaufen müßte ich. Aber wohin? Ich weiß nicht, was ich tun sollte. Ich mag nicht hungern, das ist das einzige, darum bleib' ich. Alles übrige gilt mir nichts."

„Dein Vater hat erst eben das mit Lottens Heirat gehabt, daß sie nicht glücklich geworden ist; nun mußt Du streben und Dich bezwingen, damit er nicht zu sehr leidet."

„Hätte Vater Lotte gehen lassen, als sie damals heiraten wollte, dann wäre ihm das jetzt erspart geblieben. Lotte ist mir auch gleichgiltig. Ich kenne sie gar nicht. Und Du solltest Deine Reden endlich lassen, Du müßtest nachgerade bemerkt haben, daß Du nichts bei mir erreichst."

„Das merke ich leider," entgegnete Elise.

Rudolf stierte vor sich hin wie das böse Gewissen. Elise, die nicht mehr mit ihm reden wollte, bat den alten Mahnke:

„Laß ihn erst irgendwo hingehen, wo er sich gesund machen kann."

Davon wollte der Vater nichts wissen.

„Er soll arbeiten," war seine Antwort, „das macht ihn am ehesten gesund."

Eine Unruhe und eine Dumpfheit zugleich erfüllten das Haus. August Schlegel ließ sich nur selten sehen.

„Ich weiß nicht," meinte er zu Elisen, „da ist so eine Luft, als wenn erst mal ein Gewitter kommen und sie reinigen müßte."

„Das Gewitter kann schnell genug kommen," sagte Elise, „ich habe Angst davor. Es wird nicht bloß reinigen, es wird noch viel mehr zertrümmern."

„So schlimm wird es nicht sein. In einer Art hat Woldemar ja ganz recht, und man darf ihm nicht widersprechen, denn er ist der Vater. In der andern Art aber: er ist doch was zu hastig gewesen, so auf einmal umzuschwenken. Ich hätte es mir

an seiner Stelle noch sehr überlegt, ob ich Rudolf hierher nahm. Er sieht nicht ganz klar, will mir scheinen."

„Nein, das tut er nicht, und er läßt sich auch nicht bedeuten."

„Die Sache muß ihren Weg gehen, helfen kann man nicht. Ich hab' auch sonst genug um die Ohren."

Heftiger wurden die Auftritte zwischen Vater und Sohn. Rudolf weigerte sich geradezu, die ihm aufgetragenen Dienste zu tun. Meier arbeitete sich ab, damit nur alles geschah, wie Mahnke es wollte und der Alte glauben möchte, Rudolf hätte sein Teil getan. Aber Mahnke war mißtrauisch, und Meier konnte nicht lügen. So kam es oft heraus, daß Rudolf keine Hand gerührt hatte.

„Um hier ein Herrenleben zu führen, hab' ich Dich nicht hergenommen, mein Junge," sagte Mahnke.

Rudolf stieß die Drohung aus:

„Mir ist alles einerlei. Ich schieß mir eine Kugel in die Brust."

„So," sagte der Alte, „weiter weißt Du nichts? So armselig steht es mit Dir? Denk' nur einmal darüber nach. Wenn Du mir nichts schuldig zu sein glaubst, ob Du Gott auch nichts schuldig bist?"

„Gott!" sagte Rudolf verächtlich.

„Ja, mein Sohn, Gott. Den hast Du am Ende bei all Deinem Studieren und in den lustigen

Nächten vergessen? Wer hilft Dir denn jetzt, wenn nicht Gott? Und ich hoffe zu ihm, daß Du ihn noch einmal begreifen und die Prüfung überstehen wirst. Er hat schon manchen wunderlich geführt, wie wir es nicht verstehen, und ich kann nicht glauben, daß Du ganz aus Mutters und meiner Art geschlagen bist, um alles gering zu schätzen, was mir heilig ist."

„Heilig ist mir nichts," erwiderte Rudolf.

„Möchtest Du denn irgend etwas anderes werden?" fragte ihn Elise, die den Jammer nicht mehr ansehen konnte, „dann bitte Deinen Vater, er wird noch etwas für Dich tun."

„Ich will nichts und ich weiß nichts," lautete immer dieselbe Antwort, „mit mir ist es aus."

Er handelte nun nach den Anordnungen seines Vaters. Dieser meinte darin eine Besserung zu sehen, aber es war nichts als ein ungeregeltes, unordentliches Herumwühlen im Laden. Zu Tische kam Rudolf kaum, sondern holte sich aus der Küche bei Meta seine Mahlzeiten. Heimlich versuchte er zu trinken und schloß sogar mit Meier eine Scheinfreundschaft, um ihn zu bewegen, ihm die Schlüssel zum Rumkeller zu überlassen. Aber Meier war standhaft und ließ sich nicht durch glatte Worte bestechen und von seinen Pflichten wegschmeicheln. Da wurde Rudolf wieder hochmütig und sah ihn nicht mehr an.

Immer blasser, immer hagerer wurde Mahnkes jüngster Sohn. Er lag viel zu Bett, aber der Alte hielt das für Anstellerei, und so mußte er bald wieder heraus, trotz Elisens Bitten. Der Alte war völlig blind gegen seinen Sohn, und alle Blindheit kam daher, daß Rudolf ihm Schande gemacht hatte und nicht das geworden war, was dem Alten angenehm gewesen wäre. Diese Kränkung war es, die Mahnke in Wahrheit mit der Bitterkeit erfüllte. Sie war viel größer, als die eigentliche Sorge um Rudolfs Wohl, von dem der Alte meinte, es könne leicht gepflegt werden, wenn sich der Junge nur nach den vernünftigen Vorschriften richten wollte, die er ihm gab.

Elise hob bei solchen Reden zweifelnd die Achseln. Sie trug schwere Sorge, und die Sorge war nur zu berechtigt, denn immer größer klaffte der Spalt, der Vater und Sohn trennte. Rudolf hatte den Alten früher nur als seinen Freund gekannt, der sich jeden lustigen Streich schmunzelnd erzählen ließ. Mahnke sah seinen Jungen ehedem in aller Frische und Vergnügtheit und fand etwas Ungezwungenes und Freies in dem, das er selbst nicht besaß und das ihm deshalb Achtung einflößte.

Jetzt war das ganz anders geworden. Rudolf litt unter dem Drucke, den der Vater auf ihn ausübte, und hatte nach anfänglichem Widerstreben nicht mehr die Kraft und die Lust, sich dagegen aufzulehnen, aber er betrachtete seinen Vater als Feind.

Mahnke war furchtbar enttäuscht und erblickte statt eines flotten Burschen einen ausgemergelten jungen Greis vor sich, und über den wollte er, wie er es für seine Pflicht hielt, die Zuchtrute des Hausvaters, des Patriarchen schwingen. Der Zustand wurde unerträglich. Alle litten darunter.

„Ich halt' es nicht aus, Frau Struck," sagte Meier, „ich kann nicht mehr im Laden arbeiten. Herr Rudolf führt gräßliche Redensarten, und dann kommt der Herr zu schelten, und sie zanken sich offen vor allen Leuten. Der Herr ist auch so unruhig, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Er weiß oft gar nicht, was er will. Das geht nicht; das endet noch schlecht."

Meier behielt recht. Eines Abends saß er auf seiner Dachkammer. Am Morgen war Mahnke wieder hart gegen Rudolf gewesen; dieser hatte alles hingeworfen und war nach seiner Gewohnheit fortgelaufen. Nach dem Abendbrot kam er erst nach Hause und blieb auf seinem Zimmer.

Meier dachte nach, wie traurig es jetzt alles stand, und wie es selbst dem kleinen Mischling nicht mehr so gut ging, denn Meier hatte nicht viel Zeit für ihn übrig, und das Kind ängstigte sich vor Rudolf, weil er es einmal geschlagen hatte, als es im Wege stand. Ja, wahrhaftig, wenn Frau Struck nicht gewesen wäre, Meier hätte einfach daran gedacht, sich eine neue Stelle zu suchen. Jammervoll, jammervoll! Dann wollte er sich trösten und zer-

streuen, nahm sein Freimarken-Album und freute sich sehr, denn er hatte die Schleswig-Holsteinische zu 1¼ Schilling grün bekommen. Unten war sie allerdings ein wenig eingerissen, und oben war der Rand zu weit weggeschnitten, aber wenn er sie sorgfältig aufklebte, sah man das gar nicht.

Da hörte er unter sich einen dumpfen Knall.

Erschreckt sprang er auf, lief die Treppe hinab und pochte an Elisens Tür:

„Frau Struck! Frau Struck! Da hat einer geschossen!“

Elise kam; sie eilten zu Rudolfs Zimmer, traten ein und fanden ihn auf dem Fußboden hingestreckt.

* * *

„Zu Doktor Jöns, Meier!“ rief Elise.

Meier zitterte an allen Gliedern, er war nicht imstande, sich fortzubewegen. Er lehnte am Türpfosten und starrte auf den regungslosen Körper vor ihm.

Elise holte Meta und schickte sie zum Arzt, ohne ihr zu sagen, was geschehen war. Das Laufen und Türengehen hatte den alten Mahnke aufgeweckt. Er lag erst noch im Bette und horchte, dann aber, als es nicht ruhig werden wollte, zündete er Licht an und begann, sich anzuziehen.

Oben lief Elise fieberhaft hin und her. Sie hatte Rudolf mit Grausen angefaßt, aber er gab kein Lebenszeichen von sich. Der Revolver steckte fest in seiner Hand. Es half nichts, daß Elise ihm die Lippen mit stärkenden Tropfen netzte, diese Lippen bewegten sich nicht mehr. Sie richtete den Körper auf, da sah sie Blut am Rock auf der linken Brust. Das Herz war durchbohrt. Nun ließ sie ihn zurücksinken.

Während sie so beschäftigt war und kein Wort sprach, und während Meier immer noch voller Schrecken dastand, hatte sie es überhört, wie Mahnke die Treppen heraufkam. Jetzt vernahm sie seine Schritte.

„Um Gotteswillen, Meier!“ flüsterte sie, „halten Sie den Herrn auf.“

Meier war zu besinnungslos, um ihren Befehl auszuführen zu können. Da sprang Elise im letzten Augenblicke, als der Alte schon beinahe in der Tür war, auf und versperrte ihm den Weg.

„Onkel, komm,“ sagte sie, „komm in mein Zimmer, nicht hier.“

„Was denn, Elise?“ fragte der Alte beunruhigt.

„Komm nur,“ war alles, was sie erwidern konnte, und schob ihn mit Gewalt von Rudolfs Stube fort, bis er in ihrem eigenen Gemache war.

„Was ist da passiert, Elise? Mit Rudolf?“

„Onkel,“ antwortete Elise, ihre Stimme bebte,

der kalte Schweiß drang ihr aus der Stirn, „Du hast Dein Gottvertrauen, Onkel.“

„Wozu soll ich das brauchen?“

„O Gott!“

„Wozu, Elise? Sage mir das.“

Er machte sich auf und wollte hinaus, zu Rudolf, seine Augen waren weit, die Unterlippe hing ihm schlaff herab, die Hände hielt er vor sich, als taste er umher, um zu fühlen, um sich zu vergewissern, welches Unheil über ihn gekommen sei. Denn daß großes Unheil da war, war ihm jetzt klar.

Elise hatte die eine Hoffnung, der Arzt könne vielleicht noch retten, deshalb sagte sie:

„Es ist am Ende nicht schlimm. Mit Rudolf. Ich habe gleich zu Doktor Jöns geschickt. Rudolf hat . . . .“

„Sich was angetan? Was angetan?“

Das lallte der Alte nur so hervor.

Elise nickte, ganz eben.

„Rudolf ist also . . .“

„Ach nein, nein, Onkel, er erwacht vielleicht wieder, er ist vielleicht nur ohnmächtig.“

Jetzt ließ sich der Alte nicht mehr halten. Mit Macht stieß er die Tür auf, mit furchtbarer Hast schritt er über den Korridor, stürzte die Treppe hinauf und trat in Rudolfs Zimmer ein.

Da lag sein jüngster Sohn vor ihm, bleich, mit

gebrochenen Augen, die Haare wirr und zerzaust und in der Hand die Waffe.

Der Alte fiel über ihn hin, horchte an seiner Brust, an seinem Munde, nahm seine Hand, aber die sank schwer wieder herab, als er sie losließ. Elise wollte ihn aufrichten, aber er ging nicht von diesem Flecke. Er sprach kein Wort. Er lauschte immer nur und griff hier und dort über den Körper hin, als suche er nach einer Regung, nach einem einzigen Fünkchen Leben.

Es war aber kein Atem mehr in Rudolf.

Erst als der Arzt kam, ließ Mahnke den Toten los, und Elise konnte ihn in einen anderen Raum bringen. Stöhnend lehnte er sich an sie. Weinen konnte er nicht. Elisen schlug das Herz in der Kehle. Meier stützte, so sehr er selbst der Stütze bedurfte, seinen Prinzipal auf dem kleinen Gange. So wankten sie hin, und Meta weinte laut hinter ihnen.

Der Arzt rief Elisen zu sich und sagte:

„Nichts mehr zu machen, sorgen Sie für den Alten."

Er wollte eintreten, Mahnke winkte ihm, fortzugehen, aber Doktor Jöns ließ sich nicht abhalten und drückte dem Vater die Hand.

„Jetzt tapfer sein, lieber Herr Mahnke. Wie ist der Junge denn nur dazu gekommen?"

„Die Frage wird Gott der Herr wohl auch einst an mich richten, und ich weiß nicht recht, was ich antworten soll," entgegnete Mahnke tief gebeugt.

„Und das ist das Schlimme, denn ich müßte es wissen. Er war mir anvertraut."

Er blickte um sich, als sei er wirr.

„Ja, weiß ich es wirklich nicht? Hab' ich nicht mit Teil daran?"

„Solche Gedanken!" rief der Arzt, und auch Elise suchte, den Alten zu beruhigen.

Mahnke aber klagte sich selbst schwer an.

„Hat er gar nichts geschrieben?" fragte er. „Nicht einen Gruß?"

Elise sah nach. Auf Rudolfs Schreibtisch lag ein Zettel: „Vater, verzeih mir, und gib mir nicht alle Schuld."

Sie wollte den Zettel erst vernichten, um Mahnke nicht noch tiefer ins Leid zu stoßen, aber als sie auf den toten Rudolf blickte, da war ihr, als dürfe sie schon um seinetwillen diese letzten Worte nicht unterschlagen. Es lag neben der Bitte um Verzeihung doch auch eine Rechtfertigung darin, und sie hätte Sünde getan, wenn sie die verheimlichte und so dem Sohne jede Möglichkeit nahm, seine Tat zu mildern, ja, sie in etwas zu erklären.

So gab sie stumm dem Vater, was Rudolf geschrieben hatte. Mahnke sank noch mehr in sich zusammen, als er es las. Der Arzt ordnete allerhand an und eilte zu Ernst.

„Mein Bruder hat sich erschossen?!" fragte der starr, „und was macht Vater?"

Aber er wartete die Antwort nicht ab, sondern lief zum väterlichen Hause. Und in all dem Jammer angesichts seines Bruders und beim Anblick seines Vaters versagte ihm sein angelerntes Gottvertrauen. Er, der so oft an Särgen betete und die Hinterbliebenen tröstete mit der gewissen Zuversicht auf ein Jenseits und auf eine Allbarmherzigkeit, er vermochte hier kein Gebet, kein Wort des Trostes und des Glaubens zu sprechen. Er weinte nur.

„Konnte ihn denn niemand davon abhalten?"

Darauf antwortete ihm keiner.

Ernst umarmte den Vater, der klammerte sich an ihn an, und als er so seinen Ältesten, seinen wohlgeratenen Sohn bei sich fühlte, löste sich zum ersten Male das Steinerne, und auch er konnte seinen Schmerz in Tränen gießen.

So verlief die Nacht. Elise hatte ihre Besinnung wiedergefunden, sie schaffte, was nötig war, ließ Meier und Meta nicht zu Atem kommen, damit sie nicht lange nachdenken sollten, und die beiden halfen ihr wie Maschinen.

Als der Morgen anbrach, war Mahnke so erschöpft, daß er von selbst im Stuhle einschlief. Elise brachte ihn mit Ernstens Hilfe zu Bette. —

Draußen in der dämmerigen Stadt tappte die grausige Kunde mit ihren plumpen Füßen von Haus zu Haus, riß die Pforten auf und brüllte hohl hinein: wißt ihr was Neues? Rudolf Mahnke, von

Mahnke in der Papenstraße, hat sich erschossen. Tot. Erschossen.

Da liefen die Leute auf die Straßen, und immer zitterte es ihnen von den Lippen: erschossen. Tot. Schulden. Nicht Kaufmann werden. Der Alte erst zu schwach und dann zu hart.

Die ganze Stadt und die Luft über ihr war voll von dem Entsetzlichen. Alle wühlten in Mahnkes Familie herum, bis weit vor die Zeit, da Rudolf geboren war.

Erschossen. Tot. Mußte so kommen. Taugte nichts. Wie traurig!

Dann drängte es sich zur Papenstraße und kam scheu näher und näher von beiden Seiten zum Laden heran. Gegenüber dem Giebelhause aber sah man in den Häusern hinter den Vorhängen, die ganz eben zurückgezogen wurden, große Augen. Alle wären gern in den Laden hineingegangen und hätten etwas gekauft, und dabei Näheres erfahren, aber das wagten sie doch nicht. Das sah zudringlich aus, das konnte den alten Mahnke verletzen.

Nachdem die erste Neugier verraucht war, fühlten sie Mitleid mit dem Vater und Rudolf und Ernst und Charlotten. Sie standen vor dem Hause, und ihnen war, als sei ein Dunst dick drum herum, als schwebe ein dunkelbläulicher erstickender Nebel oben vor dem Giebelfenster, wo das Fürchterliche ja wohl geschehen war. Kam der Dunst vom Revolverschuß? Hörte man noch den Knall? Es war ihnen so.

Ob man nicht Mahnke zu sehen bekam? Sieh! Da ging August Schlegel ins Haus. Nun wollten sie warten, bis er wieder herauskäme. Der war da befreundet. Der bekam alles zu wissen. Der würde ihnen Genaues sagen.

Der Laden war auf. Meier hantierte planlos zwischen den Fässern und den Schubläden und den Kisten herum. Aber es waren auch, als die Zeit weiter vorrückte, nur ein paar Kunden da, die sogleich, wenn sie ihr bißchen Ware hatten, Kehrt machten und nach nichts fragten, weil sie Elisen auf dem Flur sahen. Höchstens hatte der eine oder andere den Mut zu flüstern:

„Wirklich?"

Meier nickte und ließ seine Tränen auf die Gewichte und in den Zucker rinnen, den er abwog.

August Schlegel trat heraus auf die Straße. Er war blaß und ernst, und sein sonst freundliches Auge war umdüstert. Man umdrängte ihn, er aber schwieg still. Endlich sagte er:

„Nein, Kinder. Das Elend ist zu groß. Darüber kann man nicht sprechen."

Er wand sich durch die Menge und besorgte für seinen Freund, was für ein Begräbnis zu besorgen ist. Nirgends aber ließ er sich über das Geschehene aus. So tief hatte ihn das Leid seines alten Freundes erfaßt.

An Ernst hatte Mahnke keine Stütze. Elise wartete noch immer, daß jetzt, in der schlimmen Zeit,

sein priesterlicher Beruf ihn tragen solle, daß er zeigen möge, wie ihm trotz aller durchgemachten Zweifel die Heilswahrheit in Fleisch und Blut übergegangen sei. Aber nichts dergleichen ereignete sich. Er streckte hülfesuchend die Hände zu Elisen aus und stammelte immer:

„Wie ist es möglich, daß ein Mensch so weit kommen kann! Wie ist es nur denkbar! Gott im Himmel, unser armer Vater! Und daß Rudolf uns das antun mochte. Nein, solche Sünde!"

Er hat auch schon patriarchalische Anwandlungen, mußte Elise denken. Nein, das war nicht der Mensch, aus dem sie hätte einen Mann machen können. Sie wurde mit dem Bedauern, das sie ehemals in sich empfand, weil sie Ernst nicht nahe zu sich kommen lassen durfte, jetzt sehr rasch fertig.

Charlotte wurde aus Feldbeck gerufen. Sie kam mit Hermann, schlich sich an die Leiche, kauerte bei ihr zusammen und dachte: Du hast es gut, Rudolf!

Sie küßte ihren Vater mit den schmalen, schmerzlich verzogenen Lippen, und ihr Kuß war kalt. Sie hatte eine stumpfe Gleichmütigkeit, ihre Tränen flossen leicht und unaufhaltsam. Es kam in ihr nicht mehr zu großen Ausbrüchen des Schmerzes.

Für Hermann war die Sache unbequem. Er stellte sich zu Meier in den Laden und fragte ihn aus. Und der wiederholte immer:

„Ich saß und besah mein Briefmarkenalbum ... Da hörte ich auf einmal ... da sagte ich zu Frau Struck ... Da fanden wir ... ja, da fanden wir ihn ... er war schon ...“

Wenn Meier aber seinen alten Herrn über den Hausflur schleichen sah, stieg es ihm heiß auf, und er hätte ihn so gern getröstet und gesagt: Lieber Herr Mahnke, es tut mir leid, furchtbar leid. Aber er hatte selbst in dieser Zeit zu viel Achtung vor seinem Prinzipal. Er blieb der junge Mann, der nichts zu sagen und zu trösten hatte, bis Mahnke einmal auf ihn zukam und meinte:

„Ja, Meier, so ein Schlag! So ein Schlag!“

Da fuhr Meier das lang zusammengepreßte Wort heraus:

„Es tut mir ja so leid, Herr Mahnke, aber grämen Sie sich doch man nicht allzu sehr!“

„Grämen?“ wiederholte Mahnke, „was soll ich anderes auf der Welt tun? Was hat mein Leben sonst noch für einen Zweck?“

Das hörte Meier mit Jammer, und er ging hin und spielte, so viel er denn spielen konnte, mit dem kleinen Mischling, der alles um sich herum staunend betrachtete, die Mutter viel fragte und von einer Angst gequält war, weil das Köpfchen nichts von dem verstand, was es gern wissen wollte. —

* * *

Im Sarge lag Rudolf. Kerzen schimmerten auf sein Gesicht, das friedlich aussah.

Der alte Mahnke schob sich einen Stuhl vor den Sarg und ließ alle hinausgehen. Dann hielt er große Abrechnung mit seinem Herzen.

Er blickte auf die geschlossenen Augen:

War ich zu gut gegen Dich, mein Jung? Zu gut, und doch nicht gut genug?

Ihm schien es auf einmal, als läge vor ihm ein Fremder. War das sein Sohn? Ja. Aber was wußte er von diesem seinem Sohne? Bitter wenig. Der war fröhlich herangewachsen, hatte immer spielend seinen Willen bekommen. Der war alle die Jahre an des Vaters Herzen nebenhin gehuscht und hatte es in jungen Tagen nie bedrückt. Aber dafür war er auch nicht mit dem Vaterherzen zusammengewachsen.

Was war er als Vater seinem Sohne gewesen? so fragte sich der alte Mann. Geld hatte er ihm gegeben und sich am blühenden Burschen erfreut, so lange alles gut ging. Nachher hatte er plötzlich mit ihm gebrochen, als Rudolf nicht einschlagen wollte, und ihn schroff behandelt. Das war so gut wie alles, was er mit seinem Sohne zu tun gehabt hatte.

Von dem blassen, toten Antlitz schweiften Mahnkes Gedanken zu seinen anderen Kindern. Kannte er die? Waren sie ihm wirklich jemals etwas gewesen? Hatte er versucht, sich in sie hineinzudenken

und nicht immer nur sein Wollen und Wünschen für sie als maßgebend betrachtet?

Gib mir nicht alle Schuld, schrieb der, der jetzt hier lag, in seiner letzten verzweiflungsvollen Stunde. Das hieß: Du selbst hast auch Schuld, vielleicht viel Schuld daran. Und nun wollte Gott ihm diese Schuld zeigen, und deshalb mußte sein Sohn sich erschießen? Für diese seine Prüfung mußte ein junges Menschenleben gewaltsam vernichtet werden?

War das nicht Grausamkeit von Gott? War es überhaupt mit Gott zu vereinigen? War es nicht eher ein Werk böser Mächte zu nennen?

Gott kann das nicht getan haben! Gott hätte andere Wege gewußt, es mir zu Gewissen zu führen, wenn ich Unrecht tat, stöhnte der Alte bei sich.

Aber alles ist doch von Gott bestimmt, alles ist gut, wie er es haben will, entgegnete eine andere Stimme in ihm.

Bloß dies nicht, bloß dies nicht! antwortete er sich selbst und rang furchtbar.

Es gibt keine Ausnahme. Was Gott tut, ist alles wohlgetan, und nichts geschieht ohne seinen Willen, drang die Stimme wieder an sein Herz.

Aber das kann ich nicht glauben! rief er.

Wer nicht glaubt, wird verdammt! Wenn Du nicht glaubst, fügst Du Dir selbst Schaden an Deiner Seele zu, einen Schaden, der unermeßliche Male so groß ist, als alles Leid, das Dir auferlegt ward.

Wahrhaftig auferlegt, wahrhaftig mit Absicht auf mich geworfen?

Ja. So mußt Du denken. Eine andere Richtschnur gibt es nicht für Dich. Kehre Dich nicht von dem Glauben, jetzt, wo Du einmal am eigenen Leibe das Schwere empfindest, von dem viel geredet wird, daß man es in Geduld als Kreuz auf sich nehmen soll. Läßest Du den Glauben, dann stürzt alles um Dich und in Dir ein. Dein Haus und Du selbst stehen dann nicht mehr.

Aber wenn Gott mich strafen will, warum dann so? Warum leide ich nicht allein? Meine Kinder sind nicht glücklich, alle nicht. Ich weiß es jetzt klarer, als ich je gesehen habe, und überall finde ich in ihrem Geschicke meine Spur. Ich habe sie gedrängt, auch viel um meinetwillen, aber ich meinte es am besten mit ihnen. Ich habe sie gedrängt, und sie haben sich drängen lassen. Da glaubte ich, ich hätte meine Pflicht an ihnen erfüllt. Glücklich sind sie nicht. Meine Arbeit war vergebens. Das ist meine Schuld. Aber sage mir, Gott, hätte ich sie gehen lassen sollen, wie sie wollten? Durfte ich das verantworten? Und wenn meine Schuld auf Erden gerächt werden soll, warum müssen sie leiden? Warum nicht bloß ich? Wozu überhaupt dies alles?

Keine Antwort.

Der Alte lehnte die Stirn an den Sargrand und schloß die Augen. Müde, unsagbar müde wurde er von dem nutzlosen Fragen und Grübeln.

So fand ihn Elise, wie er eingeschlummert war und schwer Atem holte bei seinem toten Sohne.

* *
*

Es war am Tage vor dem Begräbnis.

Woldemar Elias Mahnke stand vergrämten Angesichts vor Pastor Borchert.

„Herr Pastor, und wenn ich tausend Mark für die Armen gebe?"

„Ja, mein lieber, guter Herr Mahnke, es tut uns allen so unendlich leid. Wenn Sie versichern können, daß Ihr Sohn geistesgestört war, als er das Furchtbare tat ...."

„Das kann ich nicht, Herr Pastor. Er hat an mich geschrieben, ganz klar, ganz klar."

„Sehen Sie, lieber Herr Mahnke, das zeugt doch von Bewußtsein und voller Überlegung."

„Das tut es, Herr Pastor. Aber ich meine, Herr Pastor," und er blickte den Geistlichen dringend an, „Rudolf steht jetzt vor einem anderen Richter, über den haben wir hier nichts mehr zu sagen. Und was ich bin, ich muß es mit mir herumtragen, bis es auch mit mir zu Ende ist. Das wird nicht lange dauern. Ich kann nicht mehr. Deshalb mein' ich, wenn er ohne jeden Segen in seine Grube kommt, so wird das ja dem Herrgott nichts ausmachen, wenn er über ihn sein gerechtes Urteil fällt; aber für mich,

Herr Pastor, für mich. Ich habe wohl gelesen, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden sollen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Und ich weiß am Ende jetzt auch, was ich begangen habe, daß es so mit Rudolf gekommen ist. Aber ich hab' nirgends gesehen, daß geschrieben steht: die Sünden der Kinder sollen heimgesucht werden an den Vätern. Und darum wollte ich bitten, Herr Pastor, lassen Sie ihn nicht so zu Grabe tragen, sprechen Sie ein Wort bei ihm."

„Lieber Herr Mahnke, Sie sind ein braver, gottergebner Mann. Sie sind der Letzte, der sich gegen die Gesetze auflehnt oder auch nur wünschte, daß sie nicht befolgt würden."

„Das bin ich, Herr Pastor."

„Darum nehmen Sie auch dies Schwere noch auf sich. Es geht nicht, Herr Mahnke."

„Herr Pastor," begann der Alte von neuem, und seine Stimme bebte. „Ich habe mein Leben treu zur Kirche gehalten, ich habe alles getan, was ich konnte, um meine Kinder so zu erziehen, wie Sie es lehren. Nun lassen Sie ein einziges Mal Gnade für Recht ergehen. Immer, wenn anderen Eltern das passierte, was mir geschehen ist, hat es mir ins Herz geschnitten, daß man ein armes Menschenkind, das sich verirrt hatte, anders zur Ruhe trug, als manchen, der vielleicht den Segen viel weniger verdient hat. Immer hab' ich gedacht, da sollte die Kirche wirklich unsere Versöhnerin sein und alles

Unerforschliche verzeihen, damit die Eltern zu allem Leide nicht auch noch die Schande hätten. Herr Pastor, Sie sind unseres Herrn und Heilands Stellvertreter. Wenn ich jetzt vor unserm Herrn und Heiland stände und ihn bäte, wie ich Sie bitte, er würde mich nicht wegschicken."

„Was bin ich, lieber Herr Mahnke? Ich bin weiter nichts als ein schwacher Beamter der Kirche und muß mich nach dem richten, was meine Oberen für gut befinden. Fragen Sie Ihren Sohn, der ist selbst Geistlicher. Es geht nicht. Beugen Sie sich vor Gott, wie wir uns alle vor ihm beugen müssen."

„Das tu ich so schon, Herr Pastor. Ich habe die Nächte bei Rudolf gesessen, und was ich da gedacht habe, das soll nur Gott und ich wissen. Ich habe so demütig vor ihm gelegen, wie nur je ein Mensch, und er hat mir auch einen gewissen Frieden, eine Zuversicht gegeben, daß doch alles zum besten wird. Ich habe oft das Lied gesungen: Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn allezeit, und ich hab' es mit dem Herzen gesungen, Herr Pastor. Bloß, Herr Pastor," und er weinte bitterlich, „das ist mir schrecklich, daß mein eigener Sohn eingescharrt werden soll ohne ein christliches Begräbnis. O Gott, Mutter, was denkst Du wohl, was denkst Du wohl von mir, wenn er so kommt?"

Er sank in einen Stuhl und verbarg sein Antlitz.

„Ich fühle mit Ihnen, lieber Freund," sagte der Geistliche, „und wollte Gott, ich könnte es ändern. Aber es ist unmöglich. Was geschehen ist, wissen die Leute alle, und niemand sagt Ihnen etwas Böses nach. Sie werden auch das überwinden."

Da richtete sich der Alte starr empor:

„Nun denn, Herr Pastor, auf daß meine Schande offenbaret werde!"

* * *

Es war ein warmer, sonniger Sommertag, da brachte Woldemar Elias Mahnke seinen jüngsten Sohn zu Grabe.

Der Sarg stand auf der Diele, Blumen über Blumen schmückten ihn, denn ganz Koggenstedt war bestrebt gewesen, dem Vater Liebe und Mitleid zu beweisen.

Stilles Weinen ging durch das Haus, nur der Alte war tränenlos.

Er hatte mit seinem Gott gerungen und hatte ihn gefunden, er war bereit, das Herbste durchzumachen.

Leise sammelten sich die Leute in dem halb düsteren Raume, flüsternd blickten sie auf den Sarg, neben dem Charlotte blassen Angesichts saß. Elise waltete auch heute ihres Amtes, sie war mutig, ruhig und sicher wie immer.

Und als die Trennungsstunde kam, tönte kein tröstliches Geläut von den Türmen zu St. Anschar und St. Jakobi. Da sprach kein Geistlicher im würdigen Schmucke seines Amtes zu Häupten des Sarges, um dem Geschiedenen ein liebes, versöhnendes Wort nachzurufen und die Trauernden hinzuweisen auf die alles umfassende Liebe, die alles verzeihende, die größer und gewaltiger ist, denn aller Menschenirrtum.

Die Träger traten ein. Ernst faltete die Hände und betete still. Dann ging es hinaus in den lachenden Sonnenschein.

Wie blühten die Blumen in den Kränzen, wie blank waren die grünen Blätter, unter denen der Sarg verschwand. So frisch war das alles, als läge nicht unter ihnen ein verdorrtes, durchbohrtes Menschenherz, das nie den richtigen Schlag geschlagen hatte.

Draußen standen viele Menschen, und bei aller Neubegier, die sie hergeführt hatte, sprach doch aus ihren Gesichtern eine tiefe Bedrücktheit.

Der Sarg kam. Aufrecht, die Augen fest auf ihn geheftet, schritt hinter ihm der alte Mahnke heraus und zu seinen beiden Seiten gingen Ernst und August Schlegel. Dann folgten Hermann neben Meier, dem unaufhörlich die Tränen über die Backen rannen.

Langsam setzte sich der Wagen in Bewegung. An die Leidtragenden schloß sich der lange, lange Trauerzug. Alle, die nur irgend abkommen konnten,

hatten es sich nicht nehmen lassen, diesem Sarge zu folgen.

Flüsternd besprachen sie den traurigen Fall miteinander und sagten wohl: „Das hat der Alte nicht verdient, er hat viel um ihn getan.“

Der Wagen rollte schwankend über das Pflaster zum Lübecker Tor hinaus. Der Alte sah nicht die Sonne, er sah nicht das Blühen und die ganze Pracht. Er dachte auch nicht an die Menschen um ihn, es tat ihm nicht wohl, daß sein Schicksal viel Mitgefühl erweckte. Er empfand nicht einmal die geringste Befriedigung darüber, daß man ihn so hoch achtete, wie das große Gefolge bezeugte. Er dachte nur daran, daß er jetzt seiner lieben Frau ihren Jüngstgeborenen brachte, und der war zum Selbstmörder geworden. Weiter dachte er nichts.

August Schlegel preßte ihm dann und wann die Hand und versuchte, ein treues Wort zu reden, aber er konnte nichts finden. Seine Freundesseele war leer vor dem Unbegreiflichen, und der Schmerz um seinen lieben Woldemar zog ihm die Brust zusammen.

Immer weiter ging es hinaus. Immer näher kamen sie der Stätte, wo Mutter ruhte, und die der alte Mahnke alle die Jahre hindurch sorglich gehegt und gepflegt hatte. Und je näher sie kamen, desto furchtbarer wurde es dem Vater. Jetzt erst meinte er, daß Mutter recht erfahre, was passiert war. Jetzt

erſt war ihm, als ob ihre Seele tiefes Weh darum leiden müſſe.

Zu Seiten des Gefolges ſtrömten die Leute mit. Frauen mit Körben, Mädchen mit Kinderwagen, Männer im Arbeitszeug drängten ſich vorwärts und auf den Friedhof. Sie wollten ſehen, wie ſo einer begraben wurde.

Der Wagen knirſchte über den gelben Sand, als er in das Friedhofstor einfuhr. Dann hielt er. Die Träger hoben den Sarg herab und trugen ihn bis an den geöffneten Hügel. Der Sarg wurde auf die Querbretter geſtellt, die Seile wurden herumgelegt. Ernſt nahm ſeinen Hut ab, hielt ihn vors Geſicht und alle taten es ihm nach. Wieder ein ſtilles Gebet, die Träger zogen an, die Bretter wurden herausgenommen, der Sarg verſank, der Sohn war gebettet bei ſeiner Mutter.

Ganz dicht an das offene Grab heran trat Mahnke und blickte lange hinab, und ihm däuchte, er ſähe da unten Mutter weinen. Dann ſtreute er drei Hände voll Sand auf den Sarg. Es rieſelte durch die Kränze. Nach ihm tat Ernſt ſeinem Bruder den letzten Liebesdienſt, ihm folgten Auguſt Schlegel und Hermann und Meier, und dann kamen die anderen alle. Keiner wollte zurückbleiben.

Der Alte ſtand ohne Tränen. Sie drückten ihm die Hand, er ſah jeden groß an und ſagte immer nur:

„Gott ſei ſeiner Seele gnädig.“

Als alles vorüber war, gingen die andern. Der Alte aber wollte sich nicht trennen, immer wieder blickte er hinab und flüsterte nur dann und wann die beiden Namen: „Meine Klara! Mein armer Rudolf!“ bis es wie ein Krampf durch seine Glieder lief.

„Komm, Woldemar, komm, mein lieber Woldemar!“ sagte August Schlegel. Der Alte blickte ihn erst wie fremd an, ließ dann das graue Haupt sinken und lehnte es an die Schulter seines Freundes. Seine Kraft war zu Ende, und als er versuchte zu gehen, wäre er gefallen, wenn ihn nicht Ernst und August Schlegel gehalten hätten. Meier stand auf der anderen Seite des Grabes und blickte seinem Prinzipal mit der ehrlichsten Trauer nach.

Mahnke ließ sich wegführen bis an die Friedhofspforte, wo ein Wagen seiner harrte. Daheim schloß er sich ein und kämpfte den schwersten Kampf seines Lebens, bis sein Glaube siegte.

* * *

Ja, er fand mit der Zeit seinen Frieden. Aber seine Tage flossen freudelos dahin, und er sehnte sich oft danach, daß sich auch für ihn jene Stätte erschlösse, auf der das Sandsteindenkmal mit der Inschrift: „Familie Mahnke“ stand.

Charlotte gab einem Kinde das Leben.

„Siehst Du," meinte August Schlegel, „das ist das Richtige. Jetzt wird es besser werden draußen in Feldbeck."

„Das müssen sie mit sich selbst abmachen," entgegnete Mahnke müde, „ich habe keine Lust mehr, darüber nachzudenken."

Alle munteren Reden seines Freundes, der, wie er sagte, mit immer volleren Segeln in den Kriegshafen der Ehe steuerte, waren umsonst. Der Alte blieb ein wortkarger Mann, der Schande auf sich fühlte. Er arbeitete nach gewohnter Weise. Meier aber wurde ihm eine immer größere Stütze, und es ging schon das Gerücht, daß Meier bald für seine kleine Erbschaft das Geschäft übernehmen werde.

Die Liebe aber, die in dem Alten lebte, suchte trotz allem Leid ihren Ausweg, und so ward die kleine Trudel der Trost seiner späten Tage. Auf sie häufte er alle Milde und Güte, und als eines Abends Elise, deren ganze Sorge darin bestand, ihm das Leben leicht zu machen, zart um ihn beschäftigt war, sah er sie an und sagte:

„Ich wollte, Trudel könnte Vater zu mir sagen."

Elise küßte ihn auf die Stirn:

„Laß sie Großvater sagen."

Er drückte ihr die Hand:

„Du hast recht."

Er ging in sein Schlafzimmer, wo über seinem Bette das Bild seiner Frau hing, und flüsterte:

„Sei nicht böse, Mutter. Ich dachte wohl einen Augenblick, ich könnte noch einmal von vorn anfangen und es besser machen, als ich es gemacht habe. Aber es ist zu spät. Laß mich denn tun, was ich noch tun kann."

Das Kind war ihm herzlich zugetan und sagte gern Großvater. Dann huschte ihm ein Lächeln über die ernsten Züge.

Ernst war viel bei seinem Vater, und so schwer er auch an dem Schicksal trug, das seine Familie heimgesucht hatte, er war doch erleichtert, denn jetzt stand er gerechtfertigt da, jetzt durfte er dem Vater nicht noch mehr Kummer bereiten, jetzt mußte er bleiben, wo er war. Und er blieb und lehrete die reine Lehre nach dem Herzen des Konsistoriums. So gingen die Monate und Jahre.

August Schlegel ließ nicht ab, nach Mitteln zu suchen, um Mahnke aufzuheitern. Einmal hatte er eine lange Unterredung mit Elisen, die sagte darauf zu dem Alten:

„Schlegel meint, ob Du nicht Lust hast, zum Stiftungsfest im Gewerbeverein zu gehen? Es wird eine kleine Abwechselung für Dich."

Mahnke wehrte sich erst:

„Ich mag mich nicht unter Menschen sehen lassen."

Aber Elise hat, und August Schlegel legte ihm die Sache nach seiner Weise zurecht. Da ließ er sich schließlich erweichen.

„Nun passen Sie man bloß mal auf, nun soll er sich wohl freuen," sagte August Schlegel und rieb sich die Hände, „und der kleine Mischling kann auch mitkommen, das ist ja eine große Dame, die könnte schon Ehrenjungfrau im Gewerbeverein sein. Denn auf Wiedersehen, übermorgen im Kieler Hof. Bis dahin kann ich nicht kommen, ich hab' zuviel zu tun. Stiftungsfest und Fahnenweihe, eigentlich ist es ein bißchen zu stramm auf einmal."

Er eilte fort und waltete eifrig seines Amtes.

Im Kieler Hof war es schön. Der Saal war mit Girlanden und Fahnen geschmückt, und über der Bühne glänzte eine goldene „25" im Eichenkranz.

„Junge, das is aber fein!" sagte Kaufmann Lindemann, als er mit seiner Frau eintrat, „da wollen wir nachher ordentlich einen abtanzen."

Frau Lindemann litt wie immer darunter, daß ihr Mann keine höheren Interessen hatte und bloß an das Tanzen dachte. Sie waren doch zur Weihe gekommen, da spielte das Tanzen eigentlich keine Rolle.

Herr Marquardsen hatte die elegantesten grauen Hosen angezogen, die bei ihm auf Lager waren, vorn und hinten hatten sie so scharfe Kniffe, daß wirklich selbst ein Hofschneidermeister sie nicht schärfer haben konnte. Frau Gemahlin war in schwarzer Seide und furchtbar fein. Auch Berlitzky kam.

„Na," meinte August Schlegel, der als Vorsitzender an der Tür stand und die Honneurs machte,

„nun müssen wir wohl den ganzen Abend: „Ich bin ein Preuße, laß die andern darben," spielen." Aber er bewillkommnete ihn doch sehr freundlich.

Der Saal füllte sich mehr und mehr, und die Gewerbevereinsmitglieder saßen an einzelnen Tischen, und die kleinen Gewerbevereinsmädchen hatten alle Weiß angezogen, sahen frisch und rosig aus und trippelten mit den Füßen, denn sie freuten sich auf den Ball.

Ziemlich zuletzt kam Mahnke mit Elisen und ihrem Töchterchen, und nach ihnen erschienen Ernst und Meier. August Schlegel empfing sie mit einer feierlichen Verbeugung und führte sie ganz offiziell vorn an den Vorstandstisch, und es ging ein Raunen durch den Saal, denn es hatte sich etwas rund gesprochen. Heute abend sollte noch etwas furchtbar Weihevolles geschehen.

Die Kellner brachten Bier und Kaffee. Frau Gemahlin Marquardsen aber trank Tee mit Zitrone, das war vornehmer. Das Saure von dem Zitronensaft mochte sie freilich nicht, es verdarb ihr das ganze Getränk, aber was tat sie nicht alles für die Bildung!

Nun war es schon recht gemütlich voll und sie fühlten sich alle wohl, bloß daß sie nicht rauchen durften, war ihnen lästig. Aber bei Stiftungsfest und Fahnenweihe wird nicht geraucht, so lange der erste Teil des Programms noch nicht vorüber ist. Das wußten sie, und es stand außerdem auf den

gedruckten Festordnungen, die vor jedem Platze lagen.

Vor der Bühne hatte Musikdirektor Heineburg mit seinen fünfzehn Musikanten Platz genommen. Als alle Lampen angezündet waren, winkte August Schlegel in seiner hohen Eigenschaft als Vorsitzender seinem musikalischen Logenbruder, und der begann das Konzert. Natürlich mit seiner Gewohnheitshymne „Auf in den Kampf, Torea—rea—ro.“ Das paßte für alle Fälle und erst recht für eine Fahnenweihe. So eine Fahne hatte doch immer etwas Kriegerisches an sich, wenn sie auch bloß eine ganz friedfertige Koggenstedter Gewerbevereinsfahne war. Dann spielte er noch ein hochpatriotisches Potpourri, worin ein altes Landsknechtslied und der Hohenfriedberger Marsch und ein Stück aus seinem eigenen Marsch „Hurra Sedan!“ vorkam, und nun bestieg August Schlegel die Bühne und stellte sich hinter das bekränzte Rednerpult auf, das am Alltage weiter nichts war als ein bescheidener Notenständer. Als er die paar Schritte über die Bühne machte und allem Volke sichtbar wurde, wunderte man sich allgemein, denn August Schlegel war sogar im Frack und hatte einen weißen Handschuh angezogen. Die andere Hand trug er frei, denn die Händedrücke, die er auszuteilen hatte, konnten nicht so herzlich ausfallen, wenn er das weiße Leder darüber trug. Außerdem wurde der Handschuh leicht schmuddelig davon. So fein hatten die Koggenstedter ihren

Auguſt Schlegel noch nie geſehen, und ſie blickten nach dem Tiſche hin, an dem er vorher geſeſſen hatte: da machte ſich die liebe dicke Unſchuld vom Lande behaglich breit und ſtippte ſüßen Kuchen in ſeimige Chokolade mit Schlagrahm.

„Wie ein Bräutigam ſieht er aus,“ raunten die Gewerbevereinsmitglieder einander zu, und die Frauen meinten, er wäre für ſeine Jahre ein ganz hübſcher Herr, der gern heiraten dürfte. Nur daß er ſich ſein Dienſtmädchen ausgeſucht hatte, das gefiel ihnen nicht, aber die Männer ſind manchmal wunderlich und ſchließlich, wenn er einmal daran gewöhnt war, wie ſie kochte, konnte man es ihm auch nicht verdenken, daß er ſie nahm, denn auf das Eſſen kam es in ſeinem Alter zu allermeiſt an.

Ja, Auguſt Schlegel ſtand hinter dem Redner-Noten-Pult und fing an zu reden.

„Lieben Freunde und werten Gäſte! Es iſt mir eine große Ehre, Sie heute an dieſem unſerm hohen Ehrentage recht herzlich willkommen zu heißen und zu begrüßen. Sie wiſſen ja, viel reden iſt nicht meine Sache.“

Da kicherten die Gewerbevereinsmitglieder, und Kaufmann Lindemann klopfte ſich vor Vergnügen in ſeiner unfeinen Weiſe auf das Bein und rief, daß man es drei Tiſche weit hörte: „Dat is 'n Witz!“ Frau Marquardſen warf ihm dafür einen ihrer bekannten Blicke zu. Auguſt Schlegel fuhr fort:

„Kann ich aber auch nicht viel reden, so muß ich Ihnen doch einen kleinen Gruß widmen. Und was gibt es wohl für einen schöneren Gruß, als wenn wir mit unserm großen Dichter sagen: „Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen."

„Das steht auch in unserm Schiller," flüsterte Frau Gemahlin der Frau Lindemann zu, und die errötete, denn sie hatte noch keinen Schiller in Prachtband. Lindemann wollte keinen kaufen.

„Ja, ans Vaterland," sprach August Schlegel mit Begeisterung und zog das a lang aus, „und was ist unser Vaterland? Gewiß, das ganze Deutschland soll es sein, wie der andere große Dichter sagt, aber wir alle wissen, oder die meisten von uns" — dabei warf er einen Blick auf Zollinspektor Berlitzky — „daß unser eigentliches Vaterland diese meerumrauschte alte Halbinsel ist, die den Wahlspruch hat: up ewig ungedeelt. Wir sind zufrieden, daß es gekommen ist, wie es wohl kommen mußte, aber wir vergessen nicht, daß unser Herzog gesagt hat: Mein Recht ist euere Rettung. Und wenn wir auch vom ganzen Herzen unsere Pflicht und Schuldigkeit als preußische Staatsbürger tun," die Worte wollten ihm nicht recht heraus, „so erinnern wir uns immer, daß die starken Wurzeln unserer Kraft im heimischen Boden wurzeln und der heißt: Schleswig-Holstein. Darum meine ich, hochverehrte Gäste und liebe Gewerbevereinsbrüder und -Frauen, wir können den

Abend, der uns heute hier vereinigt, nicht besser anfangen, als wenn wir uns erheben und mit Gläserklingen einstimmen in den Ruf: Unser geliebtes Vaterland, das Land der Doppeleiche, unser Schleswig-Holstein lebe hoch!"

Hoch! riefen sie, und die Musik spielte das Schleswig-Holstein-Lied, und sie standen alle, bis es vorbei war. Mitsingen taten sie nicht, dazu war es noch zu früh. Dazu mußten sie erst ein paar Seidel Bier oder einen netten Grog getrunken haben.

Stolz verließ August Schlegel die Bühne. Er hatte es gut gemacht, dachte er bei sich, er hatte es den Preißen wieder einmal gegeben, ohne daß sie etwas davon merkten. Und er sah scharf hin, ob Zollinspektor Berlitzky bei dem Hoch aufgestanden war, und war zufrieden, als er die grüne Uniform aus der Menge aufragen sah. Dann ging er zu seiner Unschuld vom Lande, und die nickte ihm mit dem glänzenden Gesichte freundlich zu. Sie sah so lieb aus wie ein richtiger fetter Speckpfannkuchen, wenn er in der Pfanne prasselt und eben anfängt, sich zu bräunen.

Nach ihm trat Oberlehrer Mante auf die Bühne, der war so groß, daß er das Rednerpult erst höher schrauben mußte, aber es ging gar nicht so hoch, wie er es nötig gehabt hätte, um seine Arme bequem auf den Rand zu legen. Darum nahm er die Hände hinter den Rücken, senkte den Kopf tief und las sein Manuskript ab. Er sollte nämlich das Hoch auf den

Kaiser ausbringen, weil er aber wissenschaftlich dachte, kam er auf Umwegen auf den Kaiser zu sprechen und hielt erst einen Vortrag über die Ausgrabungen in Babylon. Die müßten gerade die hiesigen Gewerbevereinsmitglieder außerordentlich interessieren, denn man wäre beim Graben auf Tontafeln mit Rechnungen von Schuhmachern und Schneidern gestoßen.

„Weern se quitteert?" rief Kaufmann Lindemann taktlos dazwischen.

Oberlehrer Mante kam aus dem Fluß, Zwischenrufe konnte er nicht vertragen, dazu dachte er zu wissenschaftlich.

„Da— das weiß ich nicht," sagte er verwirrt, „ob das nachzuweisen ist, aber da die alten Babylonier, wie aus verschiedenen Quellen hervorgeht, sehr ordentliche und auf eine geregelte Lebenshaltung bedachte Leute gewesen sind, ist es wahrscheinlich, daß die betreffenden Rechnungen auch bezahlt beziehungsweise quittiert waren. Übrigens will ich in verschiedenen Werken nachschlagen und zwar besonders die Frage mir einmal vorlegen, ob es damals eine allgemeine Sitte war, die Quittungen auf die Rechnung zu schreiben oder ob man dafür vielleicht eigene Tontafeln benutzt hat."

Nach dieser Abschweifung sprach er weiter und erzählte den staunenden Gewerbevereinsmitgliedern, daß in jener grauen Vorzeit, die durch die Ausgrabungen wieder ans Tageslicht gebracht sei, eigentlich alles ebenso gewesen wäre wie heutzutage,

daß es Innungen gab und daß er die Überzeugung hege, es hätte in Babylon schon etwas Ähnliches wie ein Gewerbeverein existiert.

„Mit Stiftungsfest und Fahnenweihe?“ fragte Lindemann wieder, zum Entsetzen seiner Frau.

„Ja, da— das weiß ich nicht,“ sagte Oberlehrer Mante von neuem verwirrt, „aber ich will nachschlagen und kann dann gelegentlich im nächsten Winter beziehungsweise Frühjahr in Ihrem Vereine einen längeren Vortrag über diese ganz außerordentlich interessanten Untersuchungen halten. Dazu bin ich gern bereit.“

Das sagte er mit tiefer Verbeugung, indem er sich weit über das Notenpult hinüberneigte, und darauf nahm er den Faden seines Kaiserhochs wieder auf und berichtete ausführlich über das Leben der alt-babylonischen Gewerbetreibenden und schließlich, als er seine hochverehrten Zuhörer so genau darüber unterrichtet hatte, daß sie in Babylon ebensogut wußten, wo man Stiefel und Kleider und Wurst bekam, wie in Koggenstedt, schließlich kam er mit einem feinen Schwunge auf den Kaiser, denn er führte aus, daß Allerhöchstderselbe sein Allergnädigstes Interesse jenen Ausgrabungen zugewandt habe, und das sei ein Beweis dafür, wie sehr Seine Allerdurchlauchtigste Majestät, was ja auch sonst allerwegen bekannt wäre, dem Gewerbestand allerhuldreichst gegenüberstehe, und darum hätten gerade die Gewerbevereinsmit-

glieder die allerbegründetste Ursache, Seine Majestät hochleben zu lassen.

Das taten die lieben Gewerbevereinsmitglieder auch aus ganzer Seele, und Musikdirektor Heineburg spielte „Heil dir im Siegerkranz“. Einige, die sich mit dem Bier beeilt hatten, sangen schon mit, bloß als es hoch hinaufging, da konnten sie nicht weiter, denn so viele Seidel hatten sie noch nicht bei sich.

Weihevoll war es ja gewesen, wenn die guten Koggenstedter auch fanden, daß Oberlehrer Mante ein bißchen weit weg angefangen hatte. Von Babylon nach Berlin oder nach Koggenstedt war ein ganzes Ende. August Schlegel war auch nicht recht mit diesen Umschweifen einverstanden.

„Wenn der abends zu Bett geht,“ meinte er ein klein wenig bissig zu Elisen, „dann steigt er wohl erst vor seine Haustür und zieht sich da Rock und Stiefel aus.“

Die herzige Unschuld vom Lande fand alles „wunnerschön“ und aß immer einen süßen Kuchen nach dem andern und hatte schon eine ganze Kanne Schokolade und eine Schale voll Schlagrahm aus. Dabei sah sie ihren August Schlegel ungemein lieblich an. Der schluckte bei diesen Blicken.

Die Musik spielte wieder ein paar Stücke, dann wurde es noch viel feierlicher. Der gesamte Gewerbevereinsvorstand mit seinem Vorsitzenden an der Spitze begab sich auf die Bühne, und hinter ihm stellte sich

der vierstimmige Männerchor vom Koggenstedter Gesangverein „Lyra“ auf, der für diesen Abend seine gütige Mitwirkung unter der persönlichen Leitung seines Dirigenten, des Herrn Lehrers Röper, zugesagt hatte.

Es war ein bißchen eng da oben, und sie scheuerten ihre Bäuchlein aneinander, und dann und wann meinte einer: „Ick sweet all, dat ick woll rein keen' Ton rutbringen kann,“ aber schön sah es doch aus, wie die Bühne voll war von weißen Vorhemden.

Als soweit alles vorbereitet war, kam Seifen- und Lichterfabrikant Gnutzmann, der trug die verhüllte Fahne, denn er sollte Fahnenträger werden. Und hinter ihm marschierten sechs kleine Gewerbevereinsdamen als Ehrenjungfrauen mit Kränzen auf den blonden Köpfen und blau-weiß-roten Schürzen um. Zuerst schritt Else von Fehren dahin, weil sie doch den Weihespruch sprechen sollte. Eigentlich hatte man Tine Theißen damit betrauen wollen, denn die betonte noch besser, aber Else von Fehren hatte das Gedicht selbst gemacht, und deshalb konnte man ihr auch das Sprechen nicht nehmen.

So ordnete sich alles auf der Bühne. Herr Gnutzmann reichte mit steifem Arme Else von Fehren die Fahne hin, die nahm sie und stand so, wie sie es im vorigen Winter von der Jungfrau von Orleans gesehen hatte. Alles wurde ganz still. Nun begann Else von Fehren in getragenen Tönen:

„Heil uns! Es ist der schöne Tag erschienen,
Da Freude in die Herzen zieht hinein,
Und Wonne spiegelt sich in allen Mienen
Wie heller, lichter, klarer Sonnenschein.
Vergangen sind nun fünfundzwanzig Jahre,
Seit unsre Väter schlossen diesen Bund,
Um mutig für das Gute, Schöne, Wahre
Zu kämpfen im Verein zu jeder Stund'.
Daß stets der Himmel ihn im Schutze habe!
Wir Frauen und Jungfrau'n aber, euch zum Ruhm,
Wir spenden heut' als Jubiläumsgabe
Euch dieser Fahne hehres Heiligtum."

Schön sprach sie, beinahe ebenso gut wie Tine Theißen, mit recht tiefer, deutlicher Betonung. Alle waren gerührt. Als der Prolog zu Ende war, überreichte Else von Fehren mit der großen Bewegung der Jungfrau von Orleans die Fahne an Gutzmann, der trat vor und versprach, sie allezeit in Ehren halten zu wollen. Er kam nicht recht mit seinem Dankesspruch zu stande, denn er hatte sich seine Rede in den Zylinder gesteckt, den er vor sich hielt, um abzulesen, aber als er nach dem Kieler Hof ging, war er vor Aufregung in Schweiß geraten, und nun war die Tinte ausgelaufen. Es ging aber doch, er enthüllte die Fahne und schwenkte sie, daß man sie auf der Vorder- und Rückseite sehen konnte.

Wie prächtig war sie! Ganz aus Seide. Die eine Seite war blau-weiß-rot. Im weißen standen die goldgestickten Jahreszahlen. Darüber im blauen: „Dem Gewerbeverein zu Koggenstedt" und unten im

roten: „Die Frauen und Jungfrauen des Vereins“. Die andere Seite war nur weiß und trug das schleswig-holsteinische Wappen und die Embleme des Gewerbevereins. Solche schöne Fahne hatte sonst kein einziger Verein in Koggenstedt, und Seifen- und Lichterfabrikant Gnutzmann freute sich schon darauf, wenn er zu Sedan oder zu Begräbnis damit durch die Stadt ziehen konnte.

Eine kleine Weile war ein Gemurmel des Lobes, alsdann aber ordnete Lehrer Röper seine Männergesangsvereins-Mitglieder. Die entfalteten ihre Blätter und räusperten sich. Lehrer Röper gab den Ton an und nun kam der vierstimmige Weihehymnus, den hatte der Dirigent selbst für diesen Tag komponiert.

„Die neue Fahne —,“ begann der erste Tenor in hellem Jubel.

„Die neue Fahne —,“ brummte bedächtig der erste Baß dazu.

„Die neue Fahne,“ fing der erste Tenor noch höher wieder an, und der zweite Tenor half ihm, was er konnte. „Die neue Fahne —,“ sprachen beide Bäße mit tiefer Würde dazwischen.

Dann kam es unisono fortissimo:

„Die neue Fahne rauscht uns hier, ja, rauscht uns hier, ja, rauscht uns hier,“ so wirbelte es durcheinander.

Furchtbar schwer mußte das sein. Aber sie

konnten es ohne Anstoß und sangen auch gar nicht sehr verkehrt. Als die Fahne genug gerauscht hatte, begann der ehrsame Baß:

„Wir schwören —."

Der Tenor wollte nicht zurückstehen, was dachte der Baß wohl? Und er schmetterte „Wir schwören —."

Wuchtig kamen sie alle zusammen: „Wir schwören!"

Darauf fuhren sie fort, daß man ordentlich das treue deutsche Herz pochen hörte:

„Deutsche Treue ihr," und zum zweiten Male: „Deutsche Treue ihr!"

Das „deutsche" war mächtig angelegt, und man meinte dabei lauter liebe, runde deutsche Bierbäuchlein zu sehen, aber „Treue ihr" kam leicht und zart heraus, weil Lehrer Röper, als er das komponierte, an die deutschen Frauen gedacht hatte.

Aufs neue: „Wir schwören deutsche Treue ihr, ja Treue ihr."

Bis jetzt war es ziemlich laut hergegangen, nun aber senkten sich die Stimmen, ganz leise huben die zweiten Bässe und Tenöre an:

„Ihr wollen wir uns freudig weihn."

Man merkte die Freude im Gesange.

„Sie soll uns allzeit heilig sein."

Jetzt konnten es aber die ersten Bässe und die ersten Tenöre nicht mehr aushalten, und darum jauchzten sie los:

„Heilig sein, ja, heilig sein, allzeit, allzeit, allzeit heilig — sein!“

Nun war überhaupt kein Halten mehr, mit aller Gewalt jubelten sie, indem gleichzeitig die fünfzehn Musikanten unter Heineburgs weit ausschwingendem Taktstock mit einfielen:

„Hell schalle es durchs ganze Land, ja, ganze Land, hell schalle es, ja, schalle es, durchs Land —“

Und zum Schluß mit überwältigender Macht und Kraft:

„Hoch lebe der —“

Lange Pause. Dann mit Pauken und Trompeten, daß die Tenöre ganz rot wurden und die Bässe nur so schwitzten:

„Gewerbestand! Gewerbestand, Gewerbe — stand!“

Da waren die Tenöre so hoch, als ob sie oben auf dem Dache säßen, und die Bässe so tief, als wenn sie unten vom Keller heraufsängen.

Dann ein langes, immer leiseres Verklingen und ein rascher Schluß: Der Jubelhymnus war zu Ende, er war wohlgelungen.

Sie klatschten, und die Gesangvereinsmitglieder waren mit sich zufrieden und nickten einander zu:

„Junge, Junge, das ging aber fein!“

Lehrer Röper strahlte. Bloß die zweiten Tenöre hatten gewackelt, das wollten sie aber nicht wahr haben und schoben die Schuld auf die zweiten Bässe; doch die waren schon gar nicht mehr da, um

sich zu verteidigen, die standen längst am Schanktische und tranken Bier, so daß die zweiten Tenöre mit dem bedrückenden Gefühl, Unrecht zu leiden, die Bühne verlassen mußten.

„Dat hett man nu dorvon," sagte sie.

Lehrer Röper wurde von allen Seiten zu seiner Komposition beglückwünscht. Selbst Musikdirektor Heineburg sprach ihm seine Zufriedenheit aus, und wenn das auch nicht neidlos geschah, so wollte es doch viel sagen, denn Herr Heineburg komponierte selbst und hätte die Sache natürlich fachmännischer gemacht, aber für einen Dilettanten, das mußte er selbst sagen, war Lehrer Röpers Hymnus alles Mögliche.

Der Gefeierte nahm die Lobsprüche mit der Miene des verdienstvollen Mannes hin und meinte:

„Ja, es ist mehr wie eine Bachsche Fuge gearbeitet, aber es ist doch auch viel ähnlich wie Tschaikowski darin, mit Tschaikowsky haben meine Sachen überhaupt große Ähnlichkeit, der beeinflußt mich sehr. Man kann sich diesen Modernen nun einmal nicht entziehen, wenn ich auch selbstverständlich bedeutend mehr für das Klassische bin."

„Ja," sagte August Schlegel zu Heineburg, „mit Tschaikowsky hat er recht, Du spieltest ja neulich ein Stück von ihm, und das war ganz gut, bloß es war doch nicht so laut, wie Lehrer Röper sein Hymnus. Nein, ich finde, der Hymnus ist besser."

Das Programm steigerte sich aber noch immer, denn nun kam erst die eigentliche Festrede. Die zu halten war der junge Pastor Mahnke gebeten worden. Er wies im Eingange seiner Ansprache hin auf das Blühen und Gedeihen des Vereins, der nun schon fünfundzwanzig Jahre zum Segen der Vaterstadt und aller lieben Mitbürger wirkte, und schon viel Wohltätigkeit geübt, viele heimliche Tränen der Witwen und Waisen getrocknet habe.

„Wie aber, teure Freunde, wäre eine solche segensreiche Wirksamkeit möglich gewesen, ohne daß Treue in den Reihen des Vereins gelebt und gewebt hätte? Die Treue ist neben dem Glauben, der uns mit Gott verbindet, das Höchste auf Erden. Und darum wollen wir heute betrachten, wie vielerlei Treue es gibt, ohne die der schwache Mensch nicht zu bestehen vermag. Ich meine aber, wir erkennen leicht, daß es drei Arten der Treue sind. Als erstlich die Treue gegen Gott, zweitens die Treue gegen den Nächsten und drittens die Treue gegen sich selbst."

Ja, mein lieber Ernst, mußte Elise denken, du hast es gelernt, die Disposition ist rechtschaffen.

Ernst indessen betrachtete zuerst die Treue gegen Gott, die selbstverständlich alle Gewerbevereinsmitglieder immerdar ausübten, denn es herrschte Gott sei Dank in ihrem Vereine der rechte christliche Geist. Sodann redete er über die Treue zum Nächsten, die auch unter den Mitgliedern so schön betätigt würde, indem sie nicht das Ihre suchten, sondern aufgingen

mit einander in dem Bestreben, sich gegenseitig zu fördern und zu lieben.

Kaufmann Lindemann machte bei diesem Teil ein sehr bedenkliches Gesicht. Mit dem Fördern und Lieben untereinander schien es ihm nicht recht weit her zu sein. Die Mitglieder wollten seinen Käse immer billiger haben, und die Heringe sollte er ihnen wohl am liebsten noch zu schenken, und wer schenkte ihm etwas?

Ernst jedoch sprach weiter und kam zuletzt auf die Treue gegen sich selbst, die müsse der Mensch haben, wenn er etwas Gutes auf Erden leisten und sich nicht verlieren wolle. Sie sei auch am schwersten zu üben, denn sich selbst besiegen, sei bekanntlich der härteste Kampf. Nie aber werde ein Mensch, ob er auch der Güter noch so viele gewönne, zur inneren Zufriedenheit gelangen, wenn er sich dieser Treue, der Treue gegen sich selbst, nicht täglich und stündlich bewußt sei.

Elise dachte: du hast recht, mein lieber Ernst.

„Und so wollen wir denn," schloß Ernst, „meine lieben Freunde, gerade in dieser weihevollen Stunde uns ermahnen, zu jeder Zeit der drei Arten von Treue zu gedenken, damit es wohl stehe um uns selbst, um unsere Gemeinden und um diesen Jubelverein."

„Heute hat er den Menschen wieder einmal gewärmt," urteilten die Koggenstedter, „aber zu geistlich war es doch. Das können die Pasters nun einmal nicht lassen."

Die Musik spielte erst einen Choral, wie sich das nach einer geistlichen Ansprache gehört, und dann kamen lustige Weisen. Zwischendurch gratulierten auf der Bühne dem Gewerbeverein die Deputationen vom Kegelklub „Gut Holz", von der „Eintracht", von der „Liedertafel", vom „Verschönerungsverein", vom „Fechtverein" und vom „Verein gegen Armut und Bettelei" und stifteten ihm Fahnenbänder und Fahnennägel. August Schlegel nahm alle diese Glückwünsche würdig entgegen und brachte nachher noch auf den Gesangverein „Lyra" und auf seinen verehrten Dirigenten ein schönes Hoch aus.

Mahnke wollte gehen, August Schlegel aber ließ ihn nicht fort.

„Nein, Woldemar, nun wird es gerade am herrlichsten. Ich will bloß einen Schnitt Bier trinken und meinem Unschuldsengel noch eine Portion Kuchen besorgen."

Wieder stieg dann der unermüdliche Vorsitzende auf die Bühne, und alle wußten, jetzt kam das Erhabenste, und waren mäuschenstill.

August Schlegel erhob die Stimme und sprach:

„Meine hochverehrten Anwesenden! Ehre dem Ehre gebührt. Das ist ein alter schöner Sinnspruch, und danach hat auch unser lieber Gewerbeverein immer gehandelt. Und da ist es eine große Freude für uns, heute abend einen Mann in unserer Mitte zu haben, den wir alle von Herzen achten und verehren, nicht bloß, weil er alle die Jahre hindurch

unser treues Mitglied gewesen ist, sondern weil er ein Mann ist, der sein ganzes Leben in Ehrbarkeit und Arbeit verbracht hat und uns allen ein leuchtendes Vorbild sein kann. Ja, meine lieben Freunde, und deshalb dürfen wir den Abend nicht vorübergehen lassen, ohne diesem Mann ein Zeichen von unserer Freundschaft zu geben, so einfach, wie wir es nun einmal nur haben, aber darum doch nicht minder gut gemeint. Mein lieber Herr Mahnke," wandte sich August Schlegel zu seinem Freunde und sagte „Herr Mahnke", denn er war ganz offiziell, „wer so wie Sie" — „du" durfte er jetzt auch nicht sagen — „so wie Sie unter uns gewandelt hat und so unentwegt immer das Rechte getan hat und niemand zu Leide gewesen ist ...."

Mahnke wurde unruhig. Elise legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm.

„Wer so wie Sie seinen blanken Ehrenschild hoch gehalten hat, der kann in Ruhe und Frieden seinen Lebensabend genießen, denn er weiß, alle haben ihn lieb. Ja, lieber Woldemar," fuhr August Schlegel fort, denn das mit „Herr Mahnke" und „Sie" war ihm zu ungewohnt, so offiziell er sich auch fühlte, „Du hast Dein Gewerbe betrieben, so, wie vorhin Dein lieber Sohn, der Herr Pastor, es uns ausgeführt hat. Du gehst wie ein Patriarch zwischen uns, und wir alle schauen zu Dir auf und ehren Dich. Darum, mein lieber Woldemar, um Dir zu beweisen, wie hoch wir Dich stellen, hat der

Vorstand vom Gewerbeverein beschlossen, Dich an seinen heutigen Ehrentage zum ersten Ehrenmitglied des Vereins zu ernennen und Dir zugleich diesen Lorbeerkranz hier zu überreichen."

Er holte hinter dem Rednerpult einen Kranz mit blau-weiß-roter Schleife hervor und trat an den Rand der Bühne:

„Mögest Du Dich noch lange wohl unter uns fühlen. Möge es Dir recht gut gehen, mein lieber Woldemar, Dir und den Deinen."

Da kamen ihm die Tränen, und nur mit Mühe und Not brachte er das Hoch zustande.

Immer hatten die Gewerbevereinsmitglieder kräftig mit hoch gerufen an diesem Abend, aber so brausend wie jetzt, als August Schlegel rief: „Unser erstes, unser liebes Ehrenmitglied, Herr Kaufmann Mahnke, er lebe hoch," hatte es noch kein Mal geklungen.

Die Musik spielte Tusch auf Tusch. Alle drängten sich an Mahnkes Tisch heran und schüttelten dem Alten, der feuchten Auges und verlegen dastand und auf seinen Lorbeerkranz blickte, warm und herzlich die Hand- und gratulierten ihm und sagten ihm freundliche Worte und hatten recht das innige Bedürfnis, ihn fühlen zu lassen, wie leid ihnen alles tat, was er hatte durchmachen müssen. Es war eine große Bewegung im Saale, und keiner war, der dem Alten die Ehre nicht gegönnt hätte.

August Schlegel aber kam, als es wieder ruhiger geworden war, zu Mahnke und riet ihm:

„Nun iß man erst ein tüchtiges Butterbrot mit rohem Schinken, nicht mit dem alten ausgekochten, da ist die beste Kraft heraus. So was strengt an."

„Dat harrst Du nich dohn müßt," sagte Mahnke.

August Schlegel faßte ihn um und meinte:

„Woldemar, ein Ehrenmitglied muß unser Verein doch endlich haben, nicht? Und denn keinen lieber als Dich."

Der Gesangverein sang noch „Im Grünen, ja im Grünen", „Was tönt so hell durch Wald und Feld" und „Heil der Heimat, heil der teuren". Die Musik spielte, und allen war festlich zu Mute.

Mahnke wurde müde.

„Laß uns gehen, Elise."

Diese gab August Schlegel ein Zeichen, und er nickte ein paar Vorstandsmitgliedern zu, nahm den Kranz und schritt ganz offiziell dem Alten voraus zur Saaltür hin. Als die Mitglieder sahen, daß Mahnke ging, brachten sie ihm noch einmal ein donnerndes Hoch.

Sie gingen nach Hause. Voran trug August Schlegel preislich den Kranz und freute sich, daß schöner Mondschein war, weil man da alles genau sehen konnte. Nur daß keine Leute auf den Straßen waren, tat ihm leid. Hinter dem Vorsitzenden kam

der Alte zwischen Elisen mit dem Kinde und Ernst. Ihnen folgten die übrigen Vorstandsmitglieder und den Beschluß bildete Meier, der von der Ehre, die seinem Prinzipal widerfuhr, berauscht war.

Feierlich bewegte sich der Ehrenmitgliedszug über den Markt und längs der Papenstraße, und beim Abschied war August Schlegel erst ganz offiziell, gab Elisen den Kranz, machte einen tiefen Diener vor Mahnke und sagte:

„Gute Nacht, Herr Mahnke."

Aber das Offizielle hielt bei ihm immer nicht stand, und so klopfte er seinen alten Freund auf die Backe:

„Nu slaap man goot, mein lieber Woldemar. Nun muß ich schnell nach dem Kieler Hof zurück und die Polonaise mit meinem Unschuldsengel eröffnen, sonst gibt es morgen früh Zichorienwasser statt Kaffee."

So feierte der Gewerbeverein zu Koggenstedt sein Stiftungsfest und seine Fahnenweihe und ehrte den alten Mahnke nach Verdienst von Herzen.

* *
*

Aber selbst diese Freude, wie wohlgemeint sie ihm bereitet war, gab dem Alten den Lebensmut

nicht zurück. Die Hand Gottes hatte zu schwer auf ihm gelastet.

Er ging nicht hin, als August Schlegel, um endlich einer guten Verpflegung sicher zu sein, mit seiner Unschuld vom Lande Hochzeit hielt. Er saß in seiner Stube, ließ Meier das Geschäft besorgen und rauchte still seine Pfeife. Nur dann und wann ging er aus, an der Hand Elisens Mädchen, das er seine liebe kleine Enkelin nannte. Elise aber verließ ihn nicht. —

Und es kam die Stunde, da er Abschied nahm. Es war ein sanftes, heiliges Verlöschen. Seine beiden Kinder, Elise, sein alter Freund und Meier waren an seinem Lager versammelt.

Da ließ er die kleine Trudel noch einmal zu sich kommen, legte ihr die zitternde Hand auf das blonde Haupt und sagte:

„Gott segne Dich, mein liebes Kind. Deine Mutter hat mir viel Gutes getan. Ja," sprach er zu Elisen, „Du bist lieb zu mir gewesen, Du hast manches gesehen, was Du lieber anders gehabt hättest, aber Du wußtest, ich war einmal so, wie ich war. Jeder Mensch muß sein Schicksal erfüllen, es ist ihm nicht gegeben, weiter zu sehen, als Gott es will. Jetzt sehe ich selber manches, aber was auch geschehen ist, liebe Kinder, was Ihr mir auch zu vergeben habt: ich habe alles aus Liebe zu Euch getan, und weil ich es für das Beste für uns alle hielt. So will ich ruhig zu Mutter und Rudolf

gehen. Lebwohl, Auguſt. Siehſt Du, nun heißt es zum letztenmal: Reff in de Büx un Hot vör Anker. Laſſen Sie ſich es gut gehen, Meier. Sie ſind ein braver Menſch. Charlotte, halte aus. Und nun bete, Ernſt."

Ernſt kniete mit Charlotten vor ihm und betete inbrünſtig, Eliſe ſtützte dem Sterbenden das Haupt, Auguſt Schlegel ſaß zuſammen geſunken zu ſeinen Füßen, und Meier hatte das Geſicht zur Wand gekehrt und ſchluchzte.

Nach ein paar Stunden war es vorbei.

* *
*

Alſo lebte und alſo ſchied im vierundſiebzigſten Jahre ſeines irdiſchen Wandels der wohlachtbare Herr, Herr Woldemar Elias Mahnke aus dieſer Zeitlichkeit und ging ein zur ewigen Seligkeit.

Und es war viel gute Nachred' über ihn in Koggenſtedt.

— Ende. —

New York Public Library,
135th Street Branch,
103 West 135th Street,
CIRCULATING DEPARTMENT.

Von demselben Verfasser sind im gleichen Verlage folgende Werke erschienen:

Familie P. C. Behm

(Leute von Koggenstedt. Erster Teil.)

Roman.

Vierte Auflage. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Carl Busse schreibt im Oktoberheft der „Deutschen Monatsschrift":

Es ist mir eine helle Freude, gerade hier, mit dem neuen Jahrgange, einen neuen deutschen Dichter und sein vortreffliches Werk vorstellen zu dürfen — ein liebes, echtes, in jedem Zuge deutsches Buch, auf das ich wieder einmal mit frohem Herzen alle Leser hinweisen darf.

Es ist ein Roman „Familie P. C. Behm", den Ottomar Enking erzählt, ein Dichter, der nach dem „Kürschner" in Kiel geboren, der sechsunddreißig Jahre alt ist und der nun im altertümlichen Wismar, im gesegneten Obotritenlande, lebt. Wieder also wie so oft ein Schleswig-Holsteiner, der den Vogel abschießt. Wieder ein Buch, das die Stille, die Provinz geboren hat. Wieder das Buch eines reifen Mannes. Vor dem dreißigsten Jahre hat schwerlich jemals ein Dichter einen guten Roman geschrieben. Es ist hier gerade umgekehrt wie in der Lyrik.

. . . . Es folgt nun eingehende Inhaltsangabe und Charakteristik. Zum Schluß heißt es:

Die Leser der „Deutschen Monatsschrift" sind mir — in dankbarer Freude hab' ich es empfinden dürfen — schon oft gefolgt. Ich bitte sie, es auch diesmal zu tun, sie werden meine Freude an der „Familie P. C. Behm" teilen.

Wir haben danach in der erzählenden Literatur mit einem neuen Manne zu rechnen. Glück auf seinen Weg!

Ein Kritiker der „Hamburger Nachrichten" sagt über den Roman folgendes:

Es gibt ein sicheres Merkmal zur Kennzeichnung des Wertgehaltes eines Buches, das niemals trügt: wenn, nachdem man im Lesen unterbrochen worden ist, man sich nach

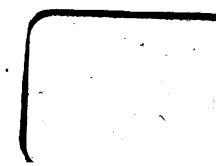
der Wiederaufnahme der Lektüre hinfreut, wie zu einer Aussprache mit einem lieben Hausgenossen. Indem es eine so lebendige Wirkung ausübt, beweist ein solches Buch, daß es selber vom Leben ist und von jener Wärme enthält, deren das Leben bedarf. Es ist mir mit der Familiengeschichte P. E. Pehm von Ottomar Enking so ergangen. . . . .

Folgt ausführliches Eingehen auf den Inhalt.

Das „Berliner Tageblatt" schreibt:

Die Leute von Koggenstedt, die uns der Schleswig-Holsteiner zeichnet, verdienen, im weiten Vaterlande bekannt zu werden. Ihr Geschichtsschreiber hat zwei Dinge, die sich heute schwer zu Tage getrauen, Humor und Empfindung. Dazu kommt eine schlichte Kraft der Darstellung, die an unsere Besten erinnert. Ein neuer Mann, aber ein tüchtiger Mann.

Aus einer längeren Besprechung im „Liter. Centralbl.":

Es sind nicht weltumspannende Probleme, die der Dichter uns in seinem Roman vermittelt (ob E. das vermöchte, lasse ich dahingestellt), aber was er uns sagt, ist echt. Da ist kein Flitter. Er ist ganz frei von Phrase. Die einfach schlichte, aber charakteristische Sprache schmiegt sich, wie die Haut dem Körper, dem Stoffe an und arbeitet mit den einfachsten Mitteln. Aber wie versteht E. mit schlichten schmucklosen Worten Stimmung zu erregen. Man lese nur die Schilderung des Eislaufs und des kommenden Frühlings. Und mit welcher Liebe sind diese Personen gesehen und gezeichnet. Der alte, biedre P. E. mit seinen patriotischen Bemühungen um die Erhebung Koggenstedts zum Seehafen, mit seiner Gründung der Koggenstedtia und seinem nie zu Ende kommenden Brief an den Kaiser! Bernhard, das Bild subalterner Selbstzufriedenheit und philiströser Lebensfreude. Die Originale der Koggenstedtia, die frommen Brüder des Jünglingsvereins und was sonst noch an prächtigen Gestalten in dem Buche lebt. Und nirgends, selbst wo die Gefahr am größten ist, bei den Sitzungen der Koggenstedtia, die leiseste Karikierung. Kurz, man spürt überall den echten, feinen Künstler. Gerade in dieser Hinsicht stelle ich E. weit über Frenssen, der in seinen Mitteln nicht immer so wählerisch ist und sicherlich viel weniger auf eigenen Füßen steht als jener.

AUG 2 • 1943